Beste Deutsche Zeitung für Anzeigen.

Abendpost

Gelesenste Deutsche Zeitung des Westens.

1 Cent. | Chicago, Montag, den 10. November 1902.—5 Uhr-Ausgabe. | 14. Jahrgang. — No. 221

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der "Associated Press.")

Inland.

Soziale Nachrichten.

Indianapolis, 10. Nov. Folgendes Telegramm erklärt sich selbst:
„Wilkesbarre, Pa., 9. Nov. 1902.
An W. B. Wilson,
1003 Stevenson Building,
Indianapolis.

In Antwort auf Ihre Anfrage betreffs des Gebrauchs meines Namens seitens der Presse als Bewerbers um die Präsidentschaft der Amerikanischen Gewerkschaften-Föderation wünsche ich zu sagen, daß ich in keiner Weise für die Verbreitung dieser Gerüchte verantwortlich bin.

Während es die Pflicht eines Jeden ist, der Arbeitersache in jeder Stellung zu dienen, in welcher er am nützlichsten sein kann, und während ich die Ehre schätze, für dieses Amt erwähnt zu werden, glaube ich fest, daß ich in meiner jetzigen Stellung greifbarere Dienste leisten kann. Falls irgend ein Versuch gemacht wird, auf dem New Orleanser Konvent meinen Namen für die Präsidentschaft jenes Verbandes zu unterbreiten, so werden Sie mir einen Gefallen erweisen mit der Erklärung, daß ich unter keinen Umständen die Wahl annehmen würde.

John Mitchell."

Denver, Kol., 10. Nov. Die entschiedenste Bewegung, welche bis jetzt unternommen wurde, um dem Krieg zwischen der „American Labor Union" und der „American Federation of Labor" ein Ende zu machen, wird diese Woche in der Konvention des letzteren Gewerkschafts-Verbandes erfolgen, welche in New Orleans zusammentritt. Vier Delegaten von wichtigen örtlichen Arbeiter-Organisatoren werden dem Konvent diese Angelegenheit unterbreiten.

Der Kampf zwischen diesen beiden Verbänden begann vor einem Jahr über die Frage ihrer Vereinigung. Die „American Labor Union" hieß damals die „Western Labor Union". Sie wird besonders von der westlichen Grubenarbeiter-Föderation unterstützt, deren Stammverband sie ist.

Steubenville, O., 10. Nov. Die, soeben erst als Gewerkschaft organisirten Maschinisten der Junction-Fabrik der National Steel Co. in Mingo sind an den Streik gegangen, weil die Mitglieder ihres Komites, welches den Arbeitgebern ihre geforderte Lohnliste unterbreiten sollte, ohne Weiteres von denselben entlassen wurden.

Knoxville, Tenn., 10. Nov. Der Eisenbahn-Ausschuß der Handelskammer dahier hat von einem Grubenbesitzer in Jellico die Zusicherung erhalten, daß, wenn die Eisenbahn 200 Waggons pro Woche für den Jellico-Distrikt liefern will, der Preis der einheimischen Kohlen (Weichkohle) an den Gruben auf $2.50 die Tonne herabgesetzt werden wird; das wäre eine Ermäßigung um eine Tonne.

Für die Zionisten-Bewegung.

New York, 10. Nov. Um die Stärke der Föderation amerikanischer Zionisten (welche nebst den entsprechenden europäischen Vereinigungen die Errichtung eines neuen jüdischen Staates in Palästina anstrebt) hier und in den ganzen Ver. Staaten zu erproben, ist beschlossen worden, an einem bestimmten Tage, welcher als „Schekel-Tag" bekannt sein wird, in sämmtlichen jüdischen Kongregationen eine Kollekte von 25 Cents pro Person zu erheben, soweit die Betreffenden zahlen wollen. Die Zahlung dieses kleinen Betrages wird im Ganzen, wie man glaubt, immerhin Millionen von Dollars einbringen. Wer diesen Betrag entrichtet hat, wird damit auch, vorausgesetzt daß er nicht unter 18 Jahre alt ist, stimmberechtigtes Mitglied in der Zionisten-Partei, und wenn er zwei Jahre lang gutstehendes Mitglied und mindestens 24 Jahre alt ist, wird er als Delegat zum Zionisten-Kongreß erwählbar.

Die Spindensprenger.

Sioux City, Ja., 10. Nov. Räuber sprengten nächtlicherweile die Geldspinde der Thompson Lumber Co. zu Bancroft, S. D., und erbeuteten $2500. Man hat keine Spur von ihnen. Schon in der Nacht zuvor war dort ein Raubversuch gemacht, aber die Räuber waren verscheucht worden.

Negerstadt auf Long Island.

New York, 10. Nov. Eine ko-operative Neger-Kolonie soll laut Zirkular nahe Sekauaket, auf Long Island, gegründet werden. Wie es heißt, hat ein farbiger Rechtsanwalt dort 1000 Baustellen gekauft und es sollen 4500 hinzu gekauft werden. Der Prospekt besagt, daß in Beulah Land — so soll es heißen — der Neger Alles sein wird, die ganze Stadtverwaltung, Polizei, Feuerwehr u. s. w. Auch ihre eigenen Fabriken, Schulen und anderes werden errichtet. Die Lots sollen den Ansiedlern zu $10 pro Stück verkauft werden, und zerlegbare Häuser für 5 Personen sind zu $125 pro Stück zu haben.

Der Fusionsmann siegte.

Pittsburg, 10. Nov. Die amtliche Zählung des Votums, des am letzten Dienstag im 29. pennsylvanischen Kongreß-Distrikt abgegeben wurde, ergibt, daß der Kongreßmann W. H. Graham, welcher Kandidat für die Wiederwahl war, vom Fusions-Republikaner George Shiras geschlagen wurde, wenn auch nur mit 18 Stimmen Pluralität.

Roosevelt verreist wieder.

Washington, D. K., 10. Nov. Präsident Roosevelt reist heute von Washington ab und wird beinahe zwei Wochen weg sein. Er wird vom Privatsekretär Cortelyou, sowie von seinem Arzt, Dr. George A. Lung (dem Marine-Stabsarzt) begleitet sein. Außerdem geht ein ganzes Korps Dienstpersonal und Geheimpolizisten mit. Die Abfahrt findet heute Nacht um 12:10 Uhr auf einem Extra-Zug der Pennsylvania-Bahn statt. Roosevelt wird morgen Mittag in New York der Einweihung des neuen Handelskammer-Gebäudes beiwohnen. Abends wird die ganze Partie die Gäste auf einem Bankett sein, wobei der Präsident eine Rede halten wird.

Dienstag Nacht fahren der Präsident und sein Gefolge von New York nach Memphis, Tenn., über Pittsburg, Cincinnati und Louisville. Sie werden Donnerstag früh in Memphis eintreffen.

Von Memphis aus begibt sich der Präsident nach Mississippi auf die Bärenjagd, als Gast des Präsidenten der Illinois-Zentralbahn, Fish. Er wird fünf Tage auf der Jagd sein. Später wird er in Memphis an einer Feierlichkeit theilnehmen, welche zu Ehren des Generals Luke Wright, Vize-Gouverneurs der Philippinen-Inseln, gegeben wird, und auch bei dieser Gelegenheit wird er eine Rede halten.

Am Freitag, den 21. November, Vormittags, wird Roosevelt wieder in der Bundeshauptstadt eintreffen. Am Morgen des 22. November wird er aber nach Philadelphia abfahren, um der Feier des „Founders' Day" beizuwohnen, und am Morgen des 23. November kehrt er wieder nach Washington zurück.

Der Molineux-Fall.

New York, 10. Nov. Es ist möglich, daß im zweiten Prozeß gegen Molineux, welcher bekanntlich des postalischen Giftmordes an Mrs. Kate Adams angeklagt ist, die Geschworenen noch heute zu einem Verdikt gelangen, auf das man mit Spannung wartet. Falls aber der Hilfs-Distriktsanwalt Osborne sein Plaidoyer nicht vor heute Abend zum Abschluß bringt, wird der Richter Lambert seine Instruktionsrede an die Geschworenen erst Dienstag Vormittag halten, und dann ist erst Dienstag Nachmittag ein Verdikt zu erwarten.

Der Vertheidiger, Ex-Gouverneur Black, sagte in seinem Plaidoyer mit großem Nachdruck, nicht Molineux, sondern Harry S. Cornish habe die Flasche mit dem giftigen Brom-Selzer abgesandt.

Molineux, sein Vertheidiger und seine Freunde erwarten bestimmt ein freisprechendes Verdikt. Die Vertreter der Anklage sagen, sie hätten starkes Material ins Feld geführt, und wenn der Angeklagte nicht schuldig gesprochen werden sollte, so würden sich die Geschworenen nicht einigen können.

Bankiers-Konvent.

New Orleans, 10. Nov. Jeder hier einlaufende Zug ist mit Bankiers gefüllt, welcher der Jahreskonvention des Amerikanischen Bankiers-Verbandes beiwohnen werden, die morgen eröffnet wird. In vielen Fällen reisen die Mitglieder des Verbands in Extra-Zügen. Der Präsident Herdrick und seine Partie trafen heute Mittag hier ein.

Diese Woche ist New Orleans überhaupt wieder eine große Konventionsstadt, da auch die Amerikanische Gewerkschaften-Föderation und die „Töchter der Revolution" ihre Jahreskonvention hier abhalten.

Die begehrte Insel Pines.

Washington, D. K., 10. Nov. Eine Delegation, welche angeblich über 300 amerikanische Kapitalisten vertritt, wurde heute dem Präsidenten Roosevelt vom Illinoiser Bundessenator Cullom vorgestellt.

Diese Delegation ersuchte darum, daß die Ver. Staaten auf der Besitznahme der kubanischen Insel Pines beständen, weil viele Amerikaner dort Geld angelegt hätten, in der Erwartung einer Kontrolle durch die Ver. Staaten.

Illinoiser Bahnunfall.

Bloomington, Jll., 10. Nov. Zu Berden, einer kleinen Station südlich von Roodhause, wurde ein Vestibülzug, während er hielt, von einer Lokomotive angerannt. Folgende drei Passagiere wurden am schwersten verletzt, werden jedoch, wie man glaubt, mit dem Leben davonkommen: G. W. Guest, St. Louis; Mrs. G. W. Guest, St. Louis; R. J. Knott, Springfield.

Gouv. Yates geht's besser.

Springfield, Jll., 10. Nov. Dr. L. C. Taylor erklärte heute, daß das Befinden des kranken Gouverneurs Yates ein sehr günstiges sei. Der Gouverneur hatte im Ganzen eine gute Nacht, wenn er auch zeitweilig etwas wirres Zeug im Fieberwahn redete. Heute betrug seine Körper-Temperatur 100 Grad (die niedrigste seit seiner Erkrankung), und seine Pulsschläge 96 in der Minute.

Ausland.

Großes Feuer im Kapland.

London, 10. Nov. Eine Spezialdepesche aus Kapstadt meldet, daß in East London, in der Kapkolonie, eine Fläche von 8 Acres durch eine Feuersbrunst verheert wurde. 30 große Gebäude im Herzen des Städtchens brannten nieder.

Whites 70. Geburtstag.

Berlin, 10. Nov. Der verdiente amerikanische Botschafter am Berliner Hofe, Herr Andrew Dickson White, beging die Feier seines siebenzigsten Geburtstages, und damit scheidet der ausgezeichnete Diplomat zugleich aus dem öffentlichen Leben. Von allen Seiten wurde ihm die höchste Anerkennung für seine Bemühungen um die Aufrechterhaltung und Festigung guter Beziehungen zwischen Deutschland und den Ver. Staaten gezollt. Alle hervorragenden Blätter brachten Herrn White ihre Glückwünsche dar.

In einem Schreiben an den Festausschuß des hiesigen deutsch-amerikanischen Vereins sagt der Reichskanzler v. Bülow, es seien für Botschafter White auch große amtliche Ehrungen geplant.

Ihr Korrespondent weiß aus seinem persönlichen Verkehr mit hiesigen Amtskreisen, daß man dort Botschafter Andrew D. White als den hervorragendsten Diplomaten betrachtet, den Amerika je herübergesandt hat.

Nicht Kugeln, sondern Prügel!

Berlin, 10. Nov. Das gemeldete angebliche Attentat auf den Kapellmeister Oskar Straus, den Komponisten des „Lustigen Ehemannes", stellt sich als eine Erfindung des Komponisten heraus. Wenn er auch für das große Publikum lustige Weisen komponiren kann, so vermochte er es doch nicht, sich mit seiner nächsten Umgebung im „Bunten Theater" auf guten Fuß zu stellen. Er war bei Inszenirung seiner Oper wiederholt den Theaterarbeitern zu nahe getreten und daher sehr unbeliebt. Als er sie an einer einsamen Stelle wieder von oben herab mit der Ueberlegenheit des gottbegnadeten Künstlers behandelte, nahmen ihn die Arbeiter vor und prügelten ihn windelweich, wobei zufälliger Weise einige elektrische Glühbirnen mit lautem Knall platzten und dem Geprügelten Gelegenheit gaben, sich interessant zu machen und zu erzählen, es sei auf ihn geschossen worden.

Erzwungener Urlaub.

Berlin, 10. Nov. Die zahlreichen Versetzungen von deutschen Legationsräthen und Sekretären, die in voriger Woche gemeldet wurden, sind durch die Beurlaubung des Legationsrathes und 1. Sekretärs der deutschen Botschaft in London, Frhrn. v. Eckardtstein auf ein Jahr, nothwendig geworden. Wie verlautet, hat der Sekretär eigentlich gar kein Ruhebedürfniß empfunden, es wurde ihm aber vom Auswärtigen Amt nahe gelegt, auf längere Zeit, vielleicht auch für immer, von der diplomatischen Bildfläche zu verschwinden. Er soll nämlich sehr optimistisch gefärbte Berichte über den Stand der Transvaalerbahnen eingesandt haben, die sich später als falsch erwiesen und auf Grund welcher vieles deutsche Kapital verloren wurde. Ihm wird vorgeworfen, daß er auf seinem Posten in London hätte besser unterrichtet sein müssen.

Dem tapferen Reiterführer.

Schleswig, 10. Nov. Auf dem Kasernenhofe des Husaren-Regiments Kaiser Franz Josef von Oesterreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinsches) Nr. 16 in Schleswig wurde ein Denkmal für den verstorbenen Generalmajor v. Schmidt enthüllt.

Als Oberst war v. Schmidt Kommandeur des Regiments. Als Generalmajor zeichnete er sich wiederholt als Führer der VI. Kavallerie-Division im Kriege 1870 bis 71 durch Schneidigkeit und Umsicht aus. Seine Hauptleistung war im Dezember 1870 und Januar 1871 die Deckung der Belagerungsarmee von Paris gegen Angriffe von Westen. Er wußte seinen Auftrag mit der Kavallerie-Division und wenigen Landwehr-Bataillonen gegen sehr starke feindliche Kräfte durch wiederholte kühne Vorstöße zu erfüllen.

Schmachvolle Behandlung.

Hannover, 10. Nov. Aus Zelle wird ein sensationeller Vorfall gemeldet. Karl Tampke, der Inhaber des „Braunschweigischen Verkehrsinstitutes", versäumte aus Versehen einen Gerichtstermin, um in einer Beleidigungsklage zu erscheinen. Er wurde trotz telegraphischer Entschuldigung und eines Kautions-Angebots verhaftet, in schimpflicher Weise behandelt, mit Zuchthäuslern zusammen, gefesselt nach Zelle transportirt. Seine wiederholten Beschwerden und Haftentlassungsgesuche blieben sieben Tage unbeantwortet. Dann verfügte das Oberlandesgericht sofortige Entlassung. Tampke reichte Beschwerde beim preußischen Justizminister, Dr. Schönstedt, ein, und der Vorgang wird auch noch das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigen.

Löhne werden etwas erhöht.

Johannesburg, 10. Nov. Die Minen-Kammer hat den Vorschlag gutgeheißen, daß den Eingeborenen, welche in den Gold-Minen beschäftigt sind oder beschäftigt werden sollen, ein etwas höherer Lohn gezahlt werden soll; der durchschnittliche Lohn wurde auf $12.50 pro Monat festgesetzt. Man erwartet, solcher Art bessere Aussicht zu haben, einheimische Arbeitskräfte in halbwegs genügender Menge zu bekommen, obwohl damit die Schwierigkeit noch nicht ganz überwunden werden dürfte.

(Weitere Depeschen und Notizen auf der Innenseite.)

Castro als Triumphator.

Anscheinendes Ende der „Revolution auf Aktien".

Caracas, Venezuela, 10. Nov. Präsident Castro zog gestern an der Spitze von 3200 Mann Truppen im Triumph in unsere Hauptstadt ein, unter Glockengeläute und Feuerwerks-Spiel.

Castro langte am Samstag von La Victoria aus in Los Teques an, ohne unterwegs auf irgendwelche Revolutionäre gestoßen zu sein, und am Sonntag fuhr er dann auf der deutschen Eisenbahn hierher; die, von den Revolutionären zerstörten Brücken an dieser Bahnlinie entlang sind bekanntlich mittlerweile wieder ausgebessert worden.

Die Flucht der Streitkräfte der Insurgenten hält an. Nicht einmal der Ausschuß der Revolutionäre in Caracas kann die Ursache dieses, anscheinend vollständigen Zusammenbruches erklären oder angeben, was aus den etwa 10,000 Mann Truppen geworden ist, welche noch am 2. November im Ganzen unter Waffen gestanden haben sollen.

Die Regierungsbeamten glauben, General Matos habe sich nach Tucacas zu gewandt (einen Seehafen am Karibischen Meer, 25 Meilen von Puerto Cabello). Präsident Castro beabsichtigt, Corro, Barcelona, Ciudad Bolivar und Cumana sofort wieder zu besetzen. Am Samstag sandte er 1500 Mann unter General Leopold Baptista ab, um Corro anzugreifen.

Die Verbindung zwischen Caracas, Valencia und Puerto Cobello ist wiederhergestellt.

Friedrich der Große in Bronze fertig.

Berlin, 10. Nov. Kaiser Wilhelms Geschenk für Washington, die Statue Friedrichs des Großen, ist soweit im Bronzeguß fertig, daß sie Professor Uphues im Garten seines Hauses in der Pfalzburger Straße aufstellen lassen konnte, um zu sehen, wie sich die Patina entwickelt, und ob noch etwas abzuschleifen und abzupoliren ist. Die Statue wird von Vielen besichtigt, die sich sämmtlich höchst lobend über das Werk aussprachen.

Der Kaiser nimmt an dem Werk den regsten Antheil und hatte mehrfach den Künstler zur Konferenz befohlen, um mit ihm eingehend über die Aufstellung der Statue in Washington zu berathen.

Professor Delitzsch will Amerika besuchen.

Berlin, 10. Nov. Professor Friedrich Delitzsch von der hiesigen Universität gedenkt, nach Amerika zu gehen, um in Harvard und Yale und am Lowell-Institut Vorlesungen über babylonische Religion abzuhalten. (Er ist einer der bedeutendsten Kenner der Assyriologie und Herausgeber der „Assyriologischen Bibliothek". Eines seiner hochgeschätztesten Werke ist „Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Ursprung der Keilschriftzeichen.")

Ein Achtungserfolg.

Berlin, 10. Nov. Im Lessing-Theater errang das Drama „Der Schleier des Glücks" nur einen Achtungserfolg.

Erfolgreiche Sängerinnen.

Köln, 10. Nov. Im Guerzenich dahier sang Frau Schumann-Heink ein Solo aus Brahms Rhapsodie und hatte damit einen Erfolg, der zu ihren schönsten Triumphen gehört und in Köln kaum dagewesen ist. (Frau Schumann-Heink ist auf der Reise nach den Ver. Staaten.)

Auch Martha Hofacker aus New York, welche in Straßburg engagirt ist, hatte in ihrer Vaterstadt Basel abermals einen Riesenerfolg als „Agathe" im „Freischütz".

Der „Trust" kauft lustig auf.

Dresden, 10. Nov. Die Aufkäufer der „American Tobacco Company" haben hier Geschäfte in bisher unerreichter Höhe abgeschlossen. Der türkische Blättertabak, welcher auf Lager ist, wurde fast vollständig erworben, und die Tabakläden des Zollhauses sind damit klar gemacht. Die amerikanische „Invasion" im Tabaksmarkt ist nicht mehr abzustreiten.

Spanisches Kabinet dankt ab!

Madrid, 10. Nov. Der Ministerpräsident Sagasta hat heute dem König Alfonso seine und des ganzen Ministeriums Abdankung eingereicht. Es drohte Solches schon lange.

Der König wird sich morgen darüber schlüssig werden, ob er die Abdankung annehmen soll, oder nicht. Heute wurden die Kortes (spanischer Landtag), von der Minister-Krise in Kenntniß gesetzt, und die Sitzungen wurden eingestellt, bis die Krise gehoben ist.

---

* Herr Michael Jaeger, 125 N. Clark Straße, welcher seit dem Jahre 1879 ununterbrochen hier ansässig war und zahlreichen deutschen Vereinen angehört, wird demnächst mit Sohn und Tochter aus Gesundheitsrücksichten eine längere Reise nach Europa antreten.

* Samstag, den 22. November, wird in der Fullerton-Halle des Kunst-Instituts die zweite jährliche Konferenz der Verschönerungs-Vereine von Cook County stattfinden. Professor Charles Zuebelin, der Vorsitzer des Konferenz-Ausschusses, hat an über 900 Chicagoer Geistliche die Bitte gerichtet, am Sonntag, den 23. November, in ihren Predigten zu regerem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten aufzufordern.

Lokalbericht.

Die Stimmenzählung.

Herr Rollin B. Organ glaubt sich benachtheiligt.

In früheren Jahren hatte die Wahlkommission die Namen der Herren, welche sich zugleich um die Erwählung zum Mitgliede und zum Präsidenten des Countyraths bewarben, zwei Mal auf den offiziellen Zettel drucken lassen. Die Wähler konnten so leicht einem von den Herren ihre Stimme für die Mitgliedschaft in der Behörde geben, in Bezug auf die Präsidentschaft des Rathes aber für einen andern stimmen. Nun besagt aber eine Bestimmung des Wahlgesetzes, daß ein und derselbe Name nicht zwei Mal auf dem Wahlzettel stehen dürfe; ferner würde Niemand die Präsidentschaft des Rathes antreten können, ohne auch zum Rathsmitglied erwählt worden zu sein. Die Möglichkeit, zu einem derartigen Versuche würde aber gegeben sein, wenn z. B. der republikanische Kandidat, als Vertreter für die Stadt aufgestellt, in der Stadt nicht genug Stimmen erhielte, um gewählt zu sein, in den Landdistrikten aber, als Kandidat für die Präsidentschaft des Rathes, eine so große Mehrheit, daß die von seinem Gegenkandidaten in der Stadt erlangte davor nicht bestehen könnte. — In diesem Jahre sind nun, um ein solches Dilemma zu verhüten, die Namen der Kandidaten für die Präsidentschaft des Countyrathes (es kommen dabei nur Foreman und Organ in Frage) nur ein Mal auf den Stimmzettel gesetzt worden. Hätte Jemand für Organ als Countyraths-Mitglied, jedoch für Foreman als Präsident des Countyrathes stimmen wollen, so hätte er in der Spalte der demokratischen Partei die Worte „For President" über dem Namen Organs ausstreichen müssen.— Demokratische Wähler, welche das zu thun unterlassen, haben nun für neun demokratische Countyraths-Kandidaten gestimmt, während sie auch für Organ hätten stimmen können, auch wenn sie für das Präsidentenamt ihre Stimme Herrn Foreman gaben. —Herr Organ klagt, er habe in dieser Weise mindestens 10,000 Stimmen eingebüßt, das werde sich herausstellen, falls eine Nachzählung der Stimmen an der Hand der Stimmzettel vorgenommen werden sollte. —

Wahlkommissär Hebbel und Sekretär Powell von der Kommission bestreiten nicht, daß Herr Organ in der fraglichen Art zu kurz gekommen sein möge, doch erklären sie, er sowohl, wie Herr Foreman, hätten sich damit einverstanden erklärt, daß die Einrichtung des Stimmzettels vorgenommen würde, wie sie vorgenommen worden ist.

Was die Beschwerde der Referendum-Liga angeht, daß die Vermischung ihrer drei Fragen mit denen betreffs der geplanten Anleihen gesetzwidrig gewesen sei, so halten die Wahlkommissäre dieselbe nicht für begründet. Es heiße in dem Gesetz, sagen sie, daß auf dem „kleinen Stimmzettel" nicht mehr als drei Fragen verzeichnet werden sollen, um deren Vorlegung in der vorgeschriebenen Form von der erforderlichen Wählerzahl eingekommen worden ist. Solcher Fragen hätten auch diesmal nur drei auf dem Zettel gestanden; die anderen seien nicht auf dem Petitionswege eingebracht gewesen.

Die Zählbehörde begann heute Vormittag mit der Revision des in der 4. Ward abgegebenen Votums. Wesentliche Abweichungen von dem bereits bekannt gegebenen Resultat haben sich nicht herausgestellt. Herr Healy hat in einem Bezirk 10 Stimmen verloren und ist nun, im Ganzen, um 110 Stimmen mehr hinter Barrett zurück, als zu Beginn der Revision.

Unliebsame Betriebsstörung.

Der Verkehr auf der Metropolitan Hochbahn gerieth heute früh wiederum ins Stocken, da die Klappbrücke geöffnet war, um einen Dampfer passiren zu lassen. Die Züge stauten sich bis zur Center Ave. Tausende von Passagieren, die keine Zeit zu verlieren hatten, verließen die Waggons und schritten auf dem schmalen Steig auf dem Gerüst entlang. Bald setzten sich die Züge wieder in Bewegung. An der Kurve, nahe Clinton Straße, geriethen die Passagiere, welche sich auf dem Steig befanden, in Gefahr, von den Waggons getroffen und hinabgestoßen zu werden, und Hunderte von Frauen und Mädchen versuchten kreischend, die Geleise zu kreuzen. Sie konnten nur mit Mühe von den besonneneren Männern daran verhindert werden und entgingen um Haaresbreite dem Schicksal, von den Rädern der aus entgegengesetzter Richtung kommenden Züge zermalmt zu werden. Die Züge hielten dann, und die Passagiere fanden Gelegenheit, die nächste Station zu erreichen.

— Stilblüthe. (Aus einem Roman.) —Schon wollte Edgar seiner Braut entgegeneilen, als sie in Gestalt seiner Schwiegermutter den Salon betrat.

— Frei nach Goethe.—Vater: „Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?" — Sohn: „Siehst, Vater, das Automobil Du nicht?"

— Ein Großthuer. — „Ich glaube gar, Du parfümirst Dich mit Benzin?" — „Nur damit die Leute glauben, ich habe ein Automobil."

Aus den Polizeigerichten.

Nur einen Nickel täglich rückte Hazleton als Nährgeld für seine Familie heraus.

„Der Mann ist noch gemüthsroher, als ein Barbar, denn eine derartige Herzlosigkeit gegen Frau und Kinder findet man selbst bei unzivilisirten Völkern nur in Ausnahmefällen." So äußerte sich heute Polizeirichter Quinn, nachdem er die Anklage vernommen hatte, welche Frau Harriett Hazleton, Nr. 6319 Cottage Grove Ave. wohnhaft, gegen ihren Mann vorbrachte. Die Frau trug ein erst drei Wochen altes Baby im Arm, das zweite, knapp einjährig, hielt sich an ihrem Rock fest und vermochte nur mit Mühe, auf seinen schwachen Füßchen aufrecht zu bleiben.

Hazleton ist als Preßeinleger in der Buchdruckerei einer größeren hiesigen Verlagshandlung beschäftigt und verdient einen Wochenlohn, der wohl hinreicht, um ihn und seine Familie anständig zu ernähren. Anstatt aber seiner Pflicht nachzukommen und seine Frau mit auskömmlichem Zehrgeld zu versehen, hat er sie seit ihrer vor drei Jahren erfolgten Verheirathung stets sehr knapp gehalten und sie schließlich in der letzten Woche auf den Hungeretat gesetzt. Er warf der Armen jeden Morgen, ehe er die Wohnung verließ, einen Nickel mit den Worten zu: „Damit mußt Du heute auskommen." Da die Frau allein für Milch im Haushalt mehr als fünf Cents braucht, so hätte sie mit den beiden kleinen Würmern verhungern müssen, wenn sie nicht die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen hätte. Kadi Quinn hielt dem Pflichtvergessenen eine eindringliche Strafpredigt und ordnete an, daß er bis morgen Mittag die Gattin und die Kinder nicht nur anständig neu von Kopf bis zu Fuß einkleide, sondern der Frau auch eine angemessene Summe als Zehrgeld überweise. Hazleton hat nämlich, wie sich während der Verhandlung herausstellte, eine stattliche Summe in einer hiesigen Sparbank eingelegt. Morgen Mittag will der Richter dann ein weiteres ernstes Wort mit dem Manne sprechen.

Die vom Theaterdirektor Adolf Philipp gegen Frau Anna Philipp und den Schauspieler Frank Erlau erhobene Anklage wegen Verweigerung der Herausgabe ihm gehörigen Eigenthums, wurde heute im Ost Chicago Ave.-Polizeigericht zur Verhandlung aufgerufen. Mit Zustimmung des Anklägers wurde das Verhör bis zum 20. November hinausgeschoben.

Wegen Uebertretung der Fahrgesetze für Automobilisten in den öffentlichen Parks hatte F. Reginald Blain, Nr. 3967 Drexel Boulevard, heute im Hyde Park-Polizeigericht $10 Geldstrafe zu entrichten. Er war gestern deswegen von einem Sicherheitswächter im Jackson Park verhaftet worden. Als der Polizist aber von ihm verlangte, er solle in seinem Automobil ihm nach der Bezirkswache folgen, da stieg Blain aus und ließ den pferdelosen Wagen stehen, den der Polizist nicht handhaben konnte. Bald darauf besann er sich aber doch eines Besseren und fuhr gemächlich nach der Bezirkswache, in der man ihn auf seine Bürgschaft hin entließ.

Die Polizei in Kensington konfiszirte gestern fünf Einwurfmaschinen. Dieselben wurden nach der Harrison Str.-Bezirkswache geschafft und dort heute in Gegenwart von Polizeirichter Hall geöffnet. Nahezu eintausend Stück Nickels purzelten aus den Behältern heraus und wurden vom Polizeirichter bis auf Weiteres in Verwahrung genommen.

Kann nicht verlieren.

Dr. Spalding vom Gesundheitsamt erklärt zur Erwiderung auf die „Anti-Impf-Ordinanz", welche heute Abend dem Stadtrath vorgelegt wird, er sei bereit, dem Verfasser derselben $1000 zu zahlen, falls derselbe es fertig bringen sollte, die Blattern zu bekommen, nachdem er mit Erfolg geimpft worden sei. — Sollte der Betreffende die Wette annehmen, so würde Dr. Spalding sie kaum verlieren können, denn falls Jener die Blattern bekäme, so wäre das an sich schon ein Beweis, daß die Impfung erfolglos geblieben.

Dr. Spalding war gestern in dem Vororte Washington Heights und hat festgestellt, daß daselbst vier Arbeiter einer dortigen Glasfabrik an den Blattern erkrankt sind. Es wird daselbst nun fleißig geimpft, und auch sonst geschieht seitens der örtlichen Gesundheitsbeamten alles nur Mögliche, um einem weiteren Umsichgreifen der Krankheit vorzubeugen.

Das Wetter.

Von der Wetterwarte auf dem Auditorium-Thurm wird für die nächsten 24 Stunden folgendes Wetter in Aussicht gestellt:

Chicago und Umgegend: Theilweise bewölkt und wahrscheinlich drohendes Wetter heute Abend und Dienstag; heute Abend etwas kühler. Lebhafter Nordostwind.

Illinois: Theilweise bewölkt heute Abend und Dienstag, im südlichen Theile möglicher Weise Regenschauer. Heute Abend — im südlichen Theile auch am Dienstag — kühler. Nordostwind.

Indiana: Theilweise bewölkt und wahrscheinlich drohendes Wetter heute Abend und Dienstag, kühler. Nordostwind.

Wisconsin: Theilweise bewölkt heute Abend und Dienstag. Lebhafter Nordostwind.

Nieder-Michigan: Theilweise bewölkt heute Abend und Dienstag; im östlichen Theile heute Abend kühler. Lebhafter Nordostwind.

In Chicago stellte sich der Temperaturstand von gestern bis heute Mittag folgendermaßen: Abends 6 Uhr 64 Grad; Nachts 12 Uhr 57 Grad; Morgens 6 Uhr 46 Grad; Mittags 12 Uhr 45 Grad.

Im Kampf mit Strolchen verwundet.

Polizist Martin Mullen wurde von H. Anderson in das rechte Bein geschossen.

Im Kampfe mit drei Männern, welche er heute früh auf allgemeine Verdachtsgründe hin verhaften wollte, wurde der Polizist Martin Mullen von der Bezirkswache an Ost Chicago Ave. unterhalb des Knies in das rechte Bein geschossen. Er wurde nach dem Passavant-Hospital und später, nachdem seine Wunde verbunden worden war, nach seiner Wohnung, Nr. 37 Clifton Ave., geschafft. Sein Angreifer, Hjalmer Anderson, hatte sich selbst gleichfalls durch einen Schuß in das rechte Bein verletzt. Er wurde eingelocht, nachdem die Wunde verbunden war.

Heute früh sechs Uhr bemerkten die Polizisten Abbey und Mullen, an Wells und Oak Straße stehend, drei Männer, welche in verdächtiger Weise an einer an Wells und Whiting Str. gelegenen Wirthschaft umherlungerten und durch die Fenster in das Lokal blickten. Als die Beamten die Leute fragten, was sie trieben, wurden sie von ihnen thätlich angegriffen. Im Verlaufe des Kampfes zog Anderson sein Schießeisen und feuerte drei Schüsse ab. Von einer Kugel wurde er selbst, von der zweiten aber Mullen getroffen; die dritte ging fehl.

Elmer Lindgren, einer der Genossen Andersons, wurde gleichfalls verhaftet. Der Dritte im Bunde entkam. Anderson soll ein Schankkellner sein.

Lenken ein.

Die Weichensteller von drei Bahnen haben schon Frieden mit diesen geschlossen.

Wie heute Nachmittag bekannt wurde, haben schon drei Bahngesellschaften eine Abmachung mit ihren Weichenstellern getroffen, welch' Letztere sich bereit erklärt haben, die anfänglich von ihnen verschmähte Lohnaufbesserung — 2½ Cents die Stunde für Weichensteller und 3½ Cents für Vorleute — anzunehmen. Es sind dies die Great Western, Terminal Transfer und Chicago & Eastern Illinois-Bahn. Die Illinois Zentral- und die Rock Island-Bahn unterhandeln noch mit ihren Weichenstellern, welche im Laufe des Tages sich sehr wahrscheinlich ebenfalls mit der ihnen angebotenen Lohnerhöhung zufrieden erklären werden. Zu einem Streik der Weichensteller scheint es demnach nicht zu kommen.

Wade vertheidigt sich.

Der Anwalt Richard A. Wade, welcher in St. Louis unter dem Verdacht festgenommen worden ist, hier einen Posten gestohlener Pelzwaaren verkauft zu haben, erklärt, daß er ein gutes Recht gehabt habe, das in Frage kommende Eigenthum zu Geld zu machen. Seiner Darstellung nach erhielt er die Pelzwaaren von einem Klienten, den er im hiesigen Kriminalgericht vertheidigt hatte, als einen Theil des vereinbarten Honorares. Es sei ihm nicht eingefallen, so erklärt Wade ferner, sich zu flüchten, sondern er sei in Geschäften nach St. Louis gereist, habe von dort aus auch sogleich an Staatsanwalt Deneen geschrieben, als er aus den Zeitungen erfahren hatte, daß man ihn hier polizeilich suche. Er habe sich durchaus nicht zu scheuen gehabt, jene Pelzwaaren zu verkaufen, und habe auch den Verkaufsschein mit seinem vollen Namen unterzeichnet.

Der Schulstreik.

Von den Zöglingen der „Andrew Jackson"-Schule, welche der gemaßregelten Lehrerin Frl. McKeon zu Liebe „an den Streik" gegangen sind, weigern sich noch immer gegen 200, wieder zur Schule zu gehen. Herr Bodine von der Schulzwangs-Abtheilung der Erziehungs-Behörde wollte erst abwarten, wie die Dinge sich heute gestalten, ehe er einschreitet. Ald. Powers bemühte sich heute, die betreffenden Kinder und deren Eltern zum Einlenken zu bewegen, hatte jedoch nur wenig Erfolg. Am Mittwoch wird der Schulrath sich mit Frl. McKeons Berufung gegen das über sie verhängte Strafurtheil zu befassen und endgiltig zu entscheiden haben, was in der Sache geschehen soll.

Fahrstuhlunfall.

Ein Frachtfahrstuhl im Gebäude Nr. 142 Ost Lake Straße, stürzte heute Mittag aus der Höhe der 4. Etage in die Tiefe. Bei dieser Gelegenheit erlitt der Führer, Joseph Dochtermann, Nr. 229 Blackhawk Straße, einen Bruch des linken Beines und schwere innerliche Verletzungen. Er fand Aufnahme im County-Hospital, wo sein Zustand als kritisch bezeichnet wird. Es konnte noch nicht festgestellt werden, wodurch der Unfall verursacht wurde.

Ueberfahren und getödtet.

Der 45jährige Otto Kaiser wurde heute im Franklin Park von einem Zuge der Chicago, Milwaukee & St. Paul-Bahn überfahren und auf der Stelle getödtet. Seine Leiche wurde nach der Gemeinde-Halle zu Leyden geschafft, wo der Koroner den üblichen Inquest abhalten wird.

Der Backfischkasten.

Von Fedor von Zobeltitz.

(5. Fortsetzung.)

„Ja, Annchen, einmal muß doch gesprochen werden! Ob heute oder morgen oder in vier Wochen — jedenfalls muß Onkel Fritz eingeweiht werden.“

Anna winkte Egon herbei.

„Was meinst Du dazu, Egon? Bist Du auch für die Einweihung?“

„Ich weiß nicht recht,“ sagte der Maler, „so 'n bischen heimliche Liebe find' ich sehr hübsch. Schon aus Respekt vor dem Volksliede. Im Uebrigen: ich kann mir nicht helfen — es ist mir bei Euch zu schnell gegangen. Ich würde mir an eurer Stelle das mit dem Heirathen doch noch überlegen. Es kommt ja auf ein halbes Jahr nicht an....“

Jetzt fuhr Otto auf. „Egon, was soll das heißen?! Zu schnell gegangen. Kenne die Anna von Kindesbeinen an!“

„Pardon, ich auch —“

„Aber Du liebst sie doch nicht —“

„Bitte recht sehr, sogar außergewöhnlich —“

„Mach' doch keine Witze! Jedenfalls liebst Du sie nicht so wie ich!“

„Erlaube gütigst, geschätzter Herr Vetter —“

„Ich erlaube gar nichts. Ich thu', was ich für richtig halte. Ich habe Anna meine Liebe gestanden und sie hat mir ihre Liebe gestanden. Die klare Folgerung ist, daß wir uns nun an die Eltern wenden müssen. Ich bin kein Freund von Geheimnißkrämereien. Ich wünsche offenes Spiel. Ich weiß gar nicht, was Dir einfällt, Egon. Ich muß mir auf das Entschiedenste verbitten, daß Du Dich in unsere Angelegenheiten mischst. Ich muß mir verbitten, daß Du uns zu beeinflussen versuchst — verstehst Du?“

„Natürlich versteh' ich — Du schreist ja wie —“

„Ich schreie nicht. Ich bin vom Kommandiren her an lautes Sprechen gewöhnt. Ich habe noch nie geschrien, wenn ich nicht mußte. Aber ich muß Dir erklären, daß das nicht so weiter geht. Verstehst Du?“

„Nein.“

„Ich auch nicht,“ sagte Anna mit sehr verschüchtertem Gesicht.

Otto schüttelte seine Epauletten. „Also werde ich deutlicher sein. Es hat Alles seine Grenzen, Egon. Das Geküsse und Schöngethue und Rumgeknutsche mit der Anna muß aufhören —“

„Aaaach,“ fiel Egon gedehnt ein, „so meinst Du das?! Du bist ei — — ei, ei, ei, ei, Vetter Otto!“

„Eifersüchtig,“ ergänzte Anna. „Na, weißt Du, Otto, das ist nun auch nicht nöthig. Wenn Egon mir mal im Vorübergehen —“

„Er hat nicht im Vorübergehen,“ sagte Otto scharf, „hat weder so noch so. Bis jetzt — na ja. Wir sind nun mal so erzogen worden, als ob wir Brüder und Schwester wären —“

„Herrgott, das kann doch auch so bleiben,“ warf Anna in klagendem Ton dazwischen.

„Nein, das kann nicht so bleiben, Anna. Das fehlte mir gerade. Vielleicht für alle Ewigkeit. Wenn ich Dir einen Kuß gebe, setzt Egon noch einen drauf. Also das ist unmöglich. Von dem Moment ab, wo wir offiziell verlobt sind, bitte ich um Respektirung meiner Braut. Ich bitte, Egon.“

Egon machte eine tiefe Verbeugung. „Ich respektire schon jetzt,“ sagte er; seine Stimme klang lustig wie immer, aber es war doch ein Timbre in ihr, der Anna aufschauen ließ. „Keinen Kuß mehr und nicht mehr wie Bruder und Schwester. Das — na, das wird ja auch gehen. Steif wie ein Besenstiel. Man kann sich schließlich an Alles gewöhnen. Und nun erlaubt ihr wohl, daß ich mich gleichfalls zurückziehe. Ich möchte zu meinem Kaffee kommen, vielleicht auch zu meinem Curassao. Ich empfehle mich euch zu Gnaden und bitte um ehrenvolles Gedenken....“ Verbeugte sich nochmals mit grotesker Förmlichkeit und verließ den Saal....

Anna hatte den Zeigefinger an der Unterlippe und machte ein betretenes Gesicht.

„Hör' mal, Ottchen,“ sagte sie leise; „ich glaube, Du hast dem armen Kerl weh gethan.“

Er schaute sich erst im Saal um, ob Niemand mehr anwesend sei, und küßte Anna sodann auf den Mund.

„Es mußte sein, Herz. Er bleibt uns doch; wenigstens das, was gut und lieb an ihm ist. Und jetzt Kourage. Komm!....“

....Der General war allein in das Zimmer getreten, das ehedem seine Mutter bewohnt hatte. Der Geheimrath hatte hier Alles beim Alten gelassen: es sah noch genau so aus, wie zu Lebzeiten der alten Exzellenz.

Die Thüren zu den Nebenzimmern standen offen. Nach rechts ging es in das Arbeitskabinet des Geheimraths, an das eine kleine Bibliothek stieß — nach links in die Frühstücksstube. Es waren die einzig behaglichen Gemächer im Schlosse, und sie bargen so viele wehmüthige Erinnerungen für den General....

Der alte Herr sah sehr ernst aus. Er schritt auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, die Stirn in Falten. Das Telegramm aus New York beunruhigte ihn. Und mehr als das. Er hatte Angst und Furcht vor seinem Bruder — vor diesem „aus der Rasse Gefallenen.“ So hatte ihn der Geheimrath einmal genannt. Vor der alten Exzellenz durfte man nie von ihrem Jüngstgeborenen sprechen. Und doch war er dermaleinst ihr Liebling gewesen. Dermaleinst — das war lange her. Der Junker Ernst von Lehn hatte sein Junkerblut verleugnet, damals, als der Brand der Revolution an allen Ecken des alten Europa hoch emporschlug und auch im Preußischen der Tanz begann. Der Junker Ernst war auf die Seite der „Kanaille“ getreten. In Wahrheit: der Junker war ein heißblütiges Studentlein, und die Begeisterung für die Sache der Freiheit riß ihn mit, riß ihn in die Wirbel der Revolution hinein, und Flammen und Fluthen schlugen über ihm zusammen. Als die Reaktion kam, stand auch sein Name auf den Listen der Geächteten. Da eilten die Brüder herbei, Gerhard und Fritz, und halfen ihm über das Meer. Gerhard begleitete ihn bis Calais; dort gab es den letzten Abschied. Sie wußten: einen Abschied für immer. Denn ein Lehn, der die Waffen gegen seinen König ergriffen, hatte keinen Platz mehr im Familienverbande. Doch Ernst war trotzig; er ging schweigend in die Welt.

Wie es ihm drüben ergangen, wußte auch der General nicht. Recht und schlecht wie den meisten Flüchtlingen — so würde es wohl gewesen sein. Ein einziges Mal hatte Ernst an seine Mutter geschrieben; die hatte die Handschrift auf der Adresse erkannt, und der Brief war uneröffnet zurückgegangen — wieder zurück über das große Wasser und wieder zurück in das Elend, aus dem er kam. Und nun verging Jahr auf Jahr in langer, langer Reihe. Einmal hatte ein Bekannter des Generals einige Zeit in New York verweilt: der lange Graf Uelzen, der zur Gesandtschaft nach Washington kommandirt worden war. Den hatte der General gebeten: er möchte sich in New York einmal nach dem Verschollenen umthun, ganz unter der Hand; so und so stehe die Geschichte, und man möchte wissen, ob denn der Ernst überhaupt noch lebe. Und Uelzen hatte zurückgeschrieben: „Ich habe mich erkundigt. Ja, es gibt hier einen Freiherrn von Lehn, und Ernst heißt er auch, und das kann nur Dein Bruder sein. Aber Du darfst nicht erschrecken: er hat ein großes Schuhwaarengeschäft in der Achten Avenue. Das ist fatal, und doch auch nicht. Denn hier gibt es Viele, die sind adeligen Namens und doch verdammt bürgerlich in ihren Berufen. Indeß spricht das Letztere mehr mit, als das Erstere, wofür man Amerika denn auch das Land der Freiheit heißt. Füge nebenbei an, es ist seltsam, daß bei Allem ein anständiger Mensch doch auch den Titel Kolonel führen muß oder mindestens Kapitän, aber natürlich Käpten gesprochen....“

Und nun kam er selbst, der Herr Schuhmachermeister Ernst Freiherr v. Lehn.... Es ging ein bitteres Lächeln über das Gesicht des Generals. Er war ein Mann, durch und durch rechtschaffen, voll großer Ehrlichkeit und auch versöhnlich gesinnt, ohne Prätensionen und das, was man „Tick“ nennt. Aber an jener inneren Freiheit, die den preußischen Junker alten Schlages vor dem modernen „Aristokraten“ auszeichnete, an der gebrach es ihm. Hand geben konnte er und auch vergessen bis zu einer gewissen Grenze; verwinden nicht. Verwinden nicht, daß ein Lehn gegen den Thron rebellirt hatte und nun drüben in New York auf einem Schusterschemel saß. In New York. Nun ja — da fragte Niemand danach. Dafür war es New York. Der General wurde schon bei Nennung des Namens New York das Gefühl von etwas ungeheuer Plebejischem nicht los....

Er starrte auf einen Fensterplatz. Das Fenster war tief hineingebaut in die dicke Mauer, so daß hier ein kleiner Damenschreibtisch stehen konnte und ein Sessel davor, auch noch ein Ständer aus vergoldetem Bambus mit einem Körbchen für die Stickerei. Das war der Lieblingsplatz der Mutter gewesen, denn Weingrün umhuschte das Fenster, und man schaute weit in den Park hinein, sah sogar noch ein Stückchen des Weihers mit seinem öligen, metallisch glänzenden Wasser schwimmen. Und unwillkürlich sagte sich der General: Gut, daß sie todt ist, die Mutter; daß sie die Heimkunft des verlorenen Sohnes nicht mehr erlebt hat; denn auch ihr Stolz war groß....

Hasenpfeffer kam und deckte den irre ich mich oder warst Du damals mit in Calais?—

Hasenpfeffer nickte. „Ja — ich war mit, Herr General. Ich habe Manches vergessen von früher — aber den Tag von Calais — damals — den Sturmtag, und der Wind riß dem Herrn Junker Ernst den Hut vom Kopf, so daß er barhäuptig zu Schiff gehen mußte — das steht Alles noch so deutlich vor mir, wie gestern — und das werd' ich wohl auch nie vergessen.“

„Hast Du gehört, daß mein — mein Bruder Ernst herkommen will?“

„Ich hörte, wie davon gesprochen wurde. Aber wenn ich's nicht sollte, hab' ich auch nichts gehört.... Ach, Herr General — verzeihen der Herr General, aber sei's wie sei: ein Bruder ist doch ein Bruder.... Herr General — darf ich noch etwas sagen?“

„Ja, mein Alter, Du darfst.“

„Also, Herr General: ich habe immer nur geredet, wenn ich gefragt wurde. Aber so manchmal, wenn ich mit dem Herrn Geheimrath auf ein paar Tage von Berlin herüber nach Hohenwarte gekommen bin, da ließen mich die gnädige alte Exzellenz so ganz heimlich zu sich rufen, hierher in ihr Zimmer, und befahlen mir: ‚So, Hasenpfeffer, nun erzähl' noch einmal, wie war's damals in Calais?‘.... Da mußte ich denn erzählen. Immer dasselbe; ich konnt's beinah auswendig. Und die gnädige alte Exzellenz hörten stille zu und saßen steif und unbeweglich auf ihrem Stuhle, als ginge sie das Alles gar nichts an, und zuletzt sagten sie jedes Mal: ‚Na, Hasenpfeffer, das war für mich, und zu Anderen brauchst Du davon nicht zu sprechen. Es ist mein Todter.‘.... Aber daß der Herr Ernst auch für die gnädige alte Exzellenz noch lebte, das sah ich ihr an....“

Er wollte noch ein Weiteres sagen, doch kamen nun die Herrschaften aus dem Eßsaal in das Zimmer, und Hasenpfeffer schenkte den Kaffee ein, worauf er sich zurückzog. Denn beim Kaffee bediente man sich selber; das war die Plauderstunde; so war es immer auf Hohenwarte gehalten worden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende vom Lied.

Von Sophus Bandix. Aus dem Dänischen von E. Vilmor.

Der große Gartensaal auf Bradesborg mit seiner diskret in Weiß und Gold gehaltenen Dekoration und dem gedämpften Lichtblau der Seidenpolster zeigte heute ein noch festeres Gepräge als gewöhnlich. Das Treibhaus hatte seine besten Schätze hergeben müssen. Ueberall waren malerische Arrangements von Palmen und Blüthenbäumen angebracht und ein nahezu berauschender Blumenduft erfüllte den Raum.

Dieser Festschmuck galt dem Ehrentage der einzigen Tochter des Herrenhauses, der Baronesse Thyra Brade, die heute ihren zwanzigsten Geburtstag feierte und augenblicklich einsam vor dem Flügel saß.

Plötzlich hob sie lauschend den Kopf. Leises Roth stieg in ihre Wangen...

Ach nein, es war nur ein Diener, der in den Speisesaal ging.

Aber wo mochte Holger bleiben? Welch unbegreiflich lange Zeit seine Toilette erforderte!

Einen Moment ruhte ihr Blick auf einem altmodischen Ringe an ihrer Linken, dann schweifte er abermal hinaus in den Garten und all die Blüthenpracht, welche Goldregen und Syringen, Rothdorn und Kastanien in dem stillen, warmen Sonnenschein, unter dem leuchtendblauen Junihimmel entfalteten.

Plötzlich wandte sie sich und begann zu spielen, zunächst ein Chopin'sches Nocturno, doch mitten darin brach sie ab, um zu dem „Venetianischen Gondellied“ überzugehen. Diesem folgten Tanzweisen, Bruchstücke aus Opern und Operetten. Dann intonirte ihre Rechte den Anfang einer Melodie, die wie eine weiche, wehmüthige Volksweise klang. Sie wiederholte diese mehrmals und hielt dann wieder inne, bemüht, sich den Schluß der Melodie ins Gedächtniß zu rufen, probirte nochmals auf dem Instrument, jedoch vergebens, sie kam nicht weiter.

Da ging die Thür.... Ach, es war nur Onkel Fritz.

„Ach, Du bist es, Onkel!“ lächelte Thyra ihm entgegen.

„Du erwartest wohl einen Anderen?“ meinte der Onkel mit der harmlosesten Miene.

„Wer sollte das wohl sein?“

„Holger zum Beispiel. Oder vielleicht einen anderen Deiner Anbeter.“

„Ich weiß wirklich nicht, was Du meinst, Onkel.“ Thyra schlug die Augen nieder wie ein junges Mädchen, welches fühlt, daß es erröthet — aber Baronesse Thyra erröthete nicht.

„Ich meine natürlich unseren galanten Nachbar, den Jägermeister Verndal. Ich bin nämlich — aus Mangel an genügender Information — momentan außer stande, Dir noch Andere als ihn und Holger als Deine erklärten Anbeter aufzuzählen, bezweifle jedoch keineswegs, daß es noch so Manchen giebt, der —“

„Du bist garnicht liebenswürdig, Onkel, und noch dazu heut' an meinem Geburtstage! Du hast Dir nicht einmal meine Geschenke angesehen.“

„Eines derselben habe ich gesehen,“ entgegnete er, auf ihre Hand deutend, in ernstem Tone. „Diesen Ring hat meine selige Schwester an ihrem Todestage getragen.“

„Ja, Holger hat ihn mir heute geschenkt, und ich freue mich sehr darüber.“

„Darf man fragen,“ begann der Onkel nach einer Pause, „was das für ein Potpourri oder für eine Quadrille war, was Du vorhin, während ich in der Bibliothek saß, spieltest? Das war ja ein sehr lieblicher Wechsel von Melodien.“

„Du willst mich immer hänseln, Onkel. Das ist wirklich nicht nett von Dir. Ich habe keine Ahnung, was ich da gespielt habe; aber vielleicht weißt Du, was dies ist?“

Und sie spielte das Thema von zuvor, den Anfang der Volksweise.

„Warum hörst Du denn mitten darin auf?“

„Weil ich's nicht weiter weiß. Ich begreife nicht, woher ich diese Melodie habe, die mich heute schon seit den Morgenstunden unablässig verfolgt, und nun kann ich absolut den Schluß nicht finden. Du ahnst nicht, wie mich das peinigt.“

In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor dem Hause.

„Da haben wir den Jägermeister!“ sagte Onkel Fritz.

Und herein trat der Jägermeister Verndal, ein junger Mann von hoher, kraftvoller Gestalt, sorglich gekleidet, von höflichem, angenehmem Wesen und gewandtem Auftreten.

Während der nächsten zwei Minuten hatte er über Baronesse Thyra alle unterwegs ersonnenen Komplimente ergossen und nahm nun Gelegenheit, Onkel Fritz eine kleine Annehmlichkeit zu sagen, als die verwittwete Baronin auf der Bildfläche erschien.

Diese begrüßte den Jägermeister mit einer Art Entschuldigung, daß sie ihm so wenig Gesellschaft bieten könne; „denn wie Sie wissen, sehen wir noch keine Fremden bei uns. Sie, als alter Freund des Hauses, und mein Neffe Holger bilden die ganze Gesellschaft. Aber wo ist Holger?“

In diesem Augenblick trat der Genannte ein. Holger Bang war der Sohn einer Schwester des verewigten Barons, die dereinst, gegen den Willen der Ihrigen, den Rittmeister Bang geheirathet hatte. Da Holgers Eltern früh gestorben waren, hatte er seine Ferien stets auf Bradesborg verlebt. Er war Landschaftsmaler. Seine Bilder hatten allgemein Aufsehen erregt, und soeben war er im Begriff, auf ein Jahr ins Ausland zu reisen, wozu ihm ein bedeutendes Stipendium bewilligt war. Eigentlich hatte er seine Reise schon acht Tage früher antreten wollen, sie jedoch, im Hinblick auf den Geburtstag seiner Cousine, bis auf den heutigen Abend verschoben.

Als er vor einigen Wochen, nach einjähriger Abwesenheit, nach Bradesborg gekommen, hatte Thyras voll erblühte Schönheit sein Künstlerauge entzückt und derart gefesselt, daß er schließlich dahin gelangt war, sich heftig in sie zu verlieben.

Auch Thyra fühlte sich lebhaft zu ihm hingezogen. Seine warme Huldigung, die Schwärmerei, welche er so deutlich an den Tag legte und die so verschieden von den Huldigungen ihrer übrigen Anbeter war, zogen sie mächtig an, und während der letzten Wochen hatte es Augenblicke gegeben — wie z. B. heute Morgen, als er sie mit seiner weichen Stimme gebeten, den Ring von seiner Mutter von ihm anzunehmen, — Augenblicke leidenschaftlichen Verlangens, sich ihm voll und ganz hinzugeben. Doch merkwürdigerweise war das erlösende Wort noch immer nicht über seine Lippen gekommen.

Man begab sich zu Tisch. Es war — wie immer auf Bradesborg — ein erlesenes Mahl. Onkel Fritz brachte in einer humoristischen Ansprache das Wohl des Geburtstagskindes aus, und die Champagnergläser klangen.

„Das dort müssen Sie sein, Baronesse Thyra,“ bemerkte Verndal, auf ein in Oel gemaltes Kinderportrait deutend, das ihm gegenüber an der Wand hing.

„Ja, aber es ist nicht gut; ich sehe ja aus, als ob ich schiele, und das thue ich doch nicht, nicht wahr? Ich werde Ihnen ein auf Elfenbein gemaltes Miniaturbild zeigen, welches aus meinem achten Jahr stammt, das ist gut. Ich fand es neulich in Mamas Schatulle.“

Als man nach aufgehobener Tafel durch den Gartensaal zur Terrasse schritt, wo der Kaffee servirt worden war, blieb Thyra unwillkürlich vor dem Flügel stehen und begann, halb im Vorübergehen, mit ihrer Rechten leise das Thema zu spielen, das ihr während des ganzen Tages beständig im Ohr geklungen. Doch war das Resultat kein günstigeres als zuvor: sie kam nicht weiter.

Ein wenig ärgerlich darüber folgte sie den Anderen auf die Terrasse, setzte sich neben ihre Mutter und schaute mit abwesendem Blick hinaus über den Garten.

Dann aber waren ihre Augen und Gedanken auf einem bestimmten Punkt haften geblieben, und dieser Punkt waren die Thurmzimmer von „Marienhöh“. Es war schön dort drüben und ein prächtiges Besitzthum. Und so nahe bei Bradesborg — in einer kleinen halben Stunde konnte sie daheim sein, denn der Jägermeister hatte stets ausgezeichnete Pferde. Und er war im Grunde ein recht liebenswürdiger Mensch. Freilich, genial war er nicht, und es war auch absolut nichts Bezauberndes an ihm ... nun ja, so lange man jung war .... dann aber —!

„Sie haben versprochen,“ mir Ihr Miniaturporträt zu zeigen, Baronesse Thyra,“ erinnerte Verndal.

„Ja, ich will es Ihnen holen.“

Bald darauf kehrte sie zurück, doch nicht ohne ihre Finger im Vorübergehen abermals über die Flügeltasten gleiten zu lassen.

„Was spielst Du denn da, Kind?“ fragte die Mutter.

„Ach, nur eine Melodie, die mich heute unablässig verfolgt. — Hier ist das Bild, Herr Jägermeister.“

„Wirklich sehr niedlich!“ sagte Verndal, während er Holger, der auf die Beiden zugetreten war, höflich das Bild reichte.

„Wie entzückend!“ rief dieser, das Bild mit bewundernden Blicken betrachtend.

„Thyra, ich werde nun ein ganzes langes Jahr fort sein — fern von Dir — und allen Andern — darf ich das Bild daher behalten? Du weißt nicht, wie sehr Du mich dadurch erfreuen würdest.“

„O, es gibt auch noch Andere, die sich darüber freuen würden,“ sagte Verndal. „Und da ich es gewesen, auf dessen Veranlassung die Baronesse das Bild zum Vorschein gebracht hat, so melde auch ich mich ehrerbietigst als Bittsteller, in der Hoffnung, nicht ohne Weiteres abgewiesen zu werden.“

Die Blicke der beiden Rivalen begegneten sich, und hätte einer von ihnen noch irgend einen Zweifel an des Andern Absichten gehegt, so mußte dieser jetzt schwinden.

Ernster und eindringlicher als zuvor erneuten sie daher ihre Bitte, Holger mit einem leise beschwörenden: „Thyra!“ Verndal mit einem nachdrücklich betonten: „Baronesse Thyra, ich lege sehr hohen Werth auf den Besitz dieses Bildes!“

Es war leicht herauszuhören, daß es Beiden im Grunde um etwas ganz Anderes als das Bild zu thun war, und Thyra war sich auch vollkommen klar über die Bedeutung der Situation.

Wäre sie im Laufe des Vormittags vor die Wahl gestellt worden, so würde sie keinen Augenblick geschwankt haben, nun aber lag die Sache anders. Hatte sie, wie Onkel Fritz geäußert, nach dem Diner die Landschaft „impressionistisch“ gesehen, so hatte sie die Zukunft doch realistisch erfaßt. Einen Moment fühlte sie sich versucht, dem Jägermeister das Bild zu reichen, dann aber zögerte sie, und, einer plötzlichen Laune folgend, theils auch von dem Wunsche beseelt, die Entscheidung hinauszuschieben und sich der Antwort zu entziehen, sagte sie in erzwungen leichtem Ton:

„Da beiden Herren so viel an dem kleinen Bilde gelegen scheint, darf ich keinem den Vorzug geben, sondern will es dem Geschick — oder Ihnen selbst — überlassen, wer der Besitzer sein soll. Schaffen Sie mir den Schluß der Melodie, die mich heute den Tag über gepeinigt hat. Wer es thut, kann das Bild oder — falls er es vorziehen sollte — irgend etwas Anderes verlangen! — Nun merken Sie gut auf!“

Zum Flügel schreitend, spielte sie die bewußte Weise, diesmal jedoch mit ein wenig bebender Hand. Ihr war, als habe sie sich gegen etwas, dem sie keinen Namen zu geben wußte, versündigt, und es gereichte ihr nur halbwegs zum Trost, daß sie sich sagte, sie habe die Entscheidung auf diese Weise in die Hand des Geschickes gelegt. War Holger der Rechte, so mußte er es ja auch sein, der ihre Bedingung erfüllte, und war es der Jägermeister — nun dann mußte dieser wohl der Rechte sein.

Verndal sah übrigens aus, als sei er aus allen Himmeln gefallen, und bemerkte, als sie geendet hatte: „Aber wie in aller Welt soll ich Ihnen den Schluß dieser Melodie verschaffen? Ich kenne ja nicht einmal den Anfang und bin nicht im mindesten musikalisch.“

„Ich werde sie Ihnen zu Papier bringen“, entgegnete Thyra. „Dir auch, Holger?“

„Nein, danke; wenn Du sie mir noch einmal vorspielen willst, werde ich sie nicht vergessen.“

Er war sehr blaß geworden, und während sie, seinem Ersuchen folgend, das musikalische Fragment nochmals zu Gehör brachte, bemüht, sich die leicht ins Ohr fallende Melodie fest ins Gedächtniß zu prägen.

„Das ist wirklich charmant!“ bemerkte Onkel Fritz der bisher den stummen Beobachter gespielt hatte. „Du repräsentirst jetzt wahrhaftig die Prinzessin im Märchen, liebe Thyra, die ihre Bewunderer hinaus in die weite Welt sendet, um ihr eine Feder vom Vogel Phönix zu suchen; — hier haben wir es obenein mit einem Vogel zu thun, der sich weder sehen noch mit den Händen greifen läßt, sondern unsichtbar in der Unendlichkeit schwebt. Wirklich, eine charmante Idee!“

„Das Gleichniß mit dem Vogel Phönix ist ausgezeichnet,“ bemerkte der Jägermeister.

Auch Holger hatte der Vergleich frappirt, doch in anderer Art. In dem Moment, da Thyra geschwankt und dann die Entscheidung von sich geschoben hatte, hatte ihn das Weh herber Enttäuschung durchzuckt. Unwillkürlich hatte er sich gefragt, ob er sich nicht in ihr geirrt, ob sie nicht vielleicht eine Andere sei, als er gewähnt, und hierüber war er noch nicht zur Klarheit gelangt, als er sie bat, das Thema noch einmal zu wiederholen.

Doch des Onkels Replik zeigte sie ihm wieder in anderem Lichte. Sie war in der That die wunderschöne Märchenprinzessin, der es wohl gestattet war, eine Probeleistung zu begehren, dem, der seine Augen zu ihr erhob, eine Bedingung zu stellen, selbst wenn das Verlangte etwas Unsichtbares war, dessen Auffindung nur der Instinkt der Liebe ermöglichen konnte. Sie hatte ihm ein Ziel gesetzt und er wollte, er mußte es erreichen.

Draußen hielt der Wagen, der Holger zur Station bringen sollte.

„Gott segne Dich, mein Junge!“ sagte Onkel Fritz, als Holger bereits im Wagen saß. „Du weißt, ich liebe Dich, als wärst Du mein eigenes Kind. Na, leb' wohl und nütze Deine Zeit gut! Keine Dummheiten, hörst Du? Immer hübsch vernünftig sein! Da kommt Thyra, um Dir Adieu zu sagen. Ja, ja, es kann vielleicht noch alles gut werden.“

Thyra, die sich bereits von Holger verabschiedet hatte, kam jetzt noch einmal zum Wagen geeilt, steckte den Kopf hinein und flüsterte:

„Holger, ich weiß es nicht bestimmt, aber ich glaube, es ist ein sizilianisches Volkslied.“

Dann rollte der Wagen davon.

Bald darauf empfahl sich auch Verndal, nachdem er die heimliche Frage an Onkel Fritz gerichtet: „Glauben Sie, daß die Bemerkung Ihrer Fräulein Nichte, daß derjenige, der ihr den Schluß verschafft u. s. w., eine tiefere Bedeutung hat?“

„Ja, bester Verndal, das läßt sich nicht gut sagen,“ meinte der Onkel diplomatisch. „Damen, wissen Sie, sind unberechenbar. Ihre Worte bedeuten oft nichts und bedeuten doch etwas. Ich an Ihrer Stelle würde Thyras Wunsch zu entsprechen suchen.“

„Ja, das wird wohl das Beste sein,“ versetzte der Jägermeister gelassen.

* * *

Nach einem Streifzuge durch Süddeutschland und Norditalien und vierwöchigem Aufenthalt in Rom nahm Holger Bang für längere Zeit auf Sizilien in einer vor den Thoren Palermos gelegenen Albergo Aufenthalt.

Dort fühlte er sich außerordentlich wohl. Die Natur war herrlich. Täglich zog er mit seinen Malutensilien und seinem transportablen Zelt in Gestalt eines riesigen weißen Sonnenschirmes aus, um Studien zu machen. Nebenher zeigte er viel Interesse für die Bevölkerung jener Gegend und namentlich für die dortigen Volkslieder. Guitarrengeklimper oder die Töne eines Liedes vermochten ihn weitab von seinem Wege in die Ferne zu locken, und die Kinder der Gegend hatten es sehr bald heraus, daß sie etliche Centesime verdienen konnten, wenn sie dem fremden Signore eine neue Weise vorsangen.

Der Umstand, daß er liebenswürdige Landsleute dort getroffen, trug ebenfalls viel dazu bei, ihm den Aufenthalt daselbst behaglich zu machen. Ein Konsul Vilstrup aus Kopenhagen, der mit seiner Famile — zwei Söhnen und einer Tochter — Sizilien zum Winteraufenthalt erkoren, wohnte unter einem Dache mit ihm. Holger war bald so vertraut mit der Familie geworden, als wären sie alte Bekannte, und mit der siebzehnjährigen Agnes, einem reizenden, frischen und liebenswürdigen Mädchen, stand er auf dem freundschaftlichsten, kameradschaftlichsten Fuße.

Es ist ja eine alte Erfahrung, daß Männer, deren Herz von einer glücklichen oder unglücklichen Liebe erfüllt ist, unwillkürlich Verlangen nach weiblicher Gesellschaft tragen und mit diesen anderen Frauen viel unbefangener, natürlicher zu verkehren pflegen, als es sonst in der Regel der Fall ist. Wohl ohne sich selbst Rechenschaft darüber abzulegen, fühlten sie sich sicher in dem Bewußtsein des Gebundenseins, sie sehen „Eine in Allen“ und suchen des weiblichen Geschlechtes Trost und Ersatz für die Abwesenheit jener Einen.

Und so erging es auch Holger Bang. Als gesunde lebensfrohe Natur genoß er die Freuden, die ihm die Gegenwart bot, doch stets in dem Bewußtsein, daß das Unsichtbare, Unbekannte, das ihm zu seinem Glücke verhelfen sollte, an anderer Stätte schlummerte und nur des Weckrufes harrte. Es ging ihm, wie so Manchem von uns es geht: Theorethisch verketzert man Alles, was nach abergläubiger Romantik schmeckt; doch in Wirklichkeit birgt eine Falte unserer Seele irgend eine Stelle, wo wir sterblich sind und heimlich Abgötterei mit den verketzerten Mächten treiben.

In diesem Falle pflegt man leicht auch an anderer Stelle blind zu sein. So hatte Holger Bang nicht die leiseste Ahnung, daß Agnes Vilstrups freundschaftliches Empfinden für ihn sich allmählich in lebendige Liebe verwandelt hatte. Sie lebte nur noch in ihm und für ihn, ging völlig in seiner Kunst, seinen Interessen, seinem Sein und Wesen auf und wagte selbst in den kühnsten Träumen kaum zu hoffen, daß es ihr je vergönnt sein dürfte seine Zukunft zu theilen.

Und in einer anderen Hinsicht war er noch blinder, so blind, daß er demjenigen, der versucht hätte, ihn über den wahren Stand der Dinge aufzuklären, jedenfalls lebhaft und in bestem Glauben widersprochen hätte.

Wie uns eine ferne Sonne noch Jahrtausende nach ihrem Erlöschen anscheinend mit unvermindertem Glanze leuchten kann, so sah er Tyra und seine Liebe noch ganz in demselben Licht wie an jenem Junitage in Bradesborg. Doch in Wahrheit war das Gefühl, das er für Agnes hegte, tiefe, gesunde Liebe — er wußte es nur selbst nicht.

Eines Abends kehrte er später als sonst zur Albergo zurück. Es war bereits dunkel. Aus der weinumrankten Loggia, wo die dänischen Gäste nach dem Abendessen zu sitzen pflegten, schimmerte ihm Lampenschein entgegen. Schon aus der Ferne konnte er die Gestalten erkennen.

Plötzlich vernahm er Guitarrenklang. — Agnes hatte ihren dortigen Aufenthalt benützt, um dieses Instrument zu erlernen —und nach ein paar Akkorden drang eine schlichte, schwermüthige Weise an sein Ohr — ein Volkslied — dasselbe, das Thyra an ihrem Geburtstage gespielt hatte. Der Boden schien unter ihm zu schwanken, er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Und doch, das war sie, die gesuchte Melodie!

Sein Herz klopfte zum Zerspringen, als der Gesang jetzt dem Takte nahte, bei welchem Thyra verstummt war. Aber Agnes verstummte nicht, sondern sang das Lied zu Ende.

Wie ein Wahnwitziger stürmte er auf die Loggia, zu Agnes hin und rief, ihre Hände ergreifend, in bebendem Ton: „Mein liebes Fräulein, ach Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich gemacht haben. Nach diesem Liede habe ich unablässig gesucht. Sie sind die Schöpferin meines Glückes, des Glückes, wovon ich Tag und Nacht geträumt habe! — Gott segne Sie!“

Was die Familie von Holgers merkwürdigem Eintritt dachte, muß dahingestellt bleiben; so viel war jedoch offenbar, daß Agnes, in ihrer grenzenlosen Ueberraschung und Verwirrung unfähig, den Zusammenhang und die Bedeutung seiner begeisterten Worte zu erfassen, diese feurige, überströmende Beredsamkeit für den Ausdruck eines Empfindens nahm, das ihr selbst und keiner Anderen galt. Erglühend senkte sie den Kopf.

„Holger!“ flüsterten ihre bebenden Lippen.

Und da geschah das Merkwürdigste. Im selben Augenblick, wo er das gefunden, dessen Erlangung er als Lebensaufgabe betrachtet hatte, ging ihm die Erkenntniß auf, daß der Fund nicht mehr die ursprüngliche, sondern eine andere hohe Bedeutung für ihn hatte: Diese Melodie hatte ihn zu ihr geführt, die jetzt in holdester Verwirrung vor ihm stand. Das war ihre Mission, und die hatte sie erfüllt.

* * *

Einige Tage später kehrte Holger, viel früher als er anfangs beabsichtigt hatte, nach Dänemark zurück und langte unangemeldet auf Bradesborg an.

Im Gartensaal stieß er auf Onkel Fritz, der ihn herzlich bewillkommnete, jedoch eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen vermochte.

„Hör' mal, Holger,“ sagte er, „Du bist ein Mann. Nun beweise mir mal, daß Du's bist. Ich bin es nicht mehr, ich bin demoralisirt von dem vielen Damenumgang. — Ah, da ist Thyra!“

Thyra, die keine Ahnung von Holgers Ankunft hatte, wurde bei seinem Anblick dunkelroth und vermochte nur mit Mühe einen Willkommensgruß hervorzubringen.

Holger reichte ihr freundlich die Hand, wechselte ein paar Worte mit ihr und schritt dann zum Flügel, um dort die bewußte Melodie zu spielen.

„Hier bringe ich den gewünschten Schluß, Thyra.“

„Aber Du meinst doch nicht ...! Ein Scherz, den ich mir damals gestattet habe, ohne ....“

„Jawohl, ein Scherz, dem wir jedoch alle Beide — sowohl Du als ich — einen gewissen Ernst unterlegten. Ich habe die Bedingung erfüllt und begehre nun meinen Lohn!“

Thyra war erblaßt. „Aber das kleine Bild ist gar nicht mehr in meinem Besitz,“ sagte sie sichtlich verlegen und mit erzwungenem Lächeln. Ich habe es dem —“

„Das thut nichts. Wie Dir erinnerlich sein wird, erklärtest Du damals, daß Derjenige, der Dir das Gewünschte bringen würde, das Bild oder irgend etwas Anderes begehren dürfe. — Ich wähle — etwas Anderes.“

„Mein Gott, Holger, hast Du denn noch nicht gehört —“

„Nein, das hat er nicht,“ erklärte Onkel Fritz, „denn er ist soeben erst zur Thür herein gekommen.“

„O doch, ich habe gestern in Kopenhagen gehört, daß Thyra am vorigen Sonntag die Braut des Jägermeisters Verndal geworden ist. Leider habe ich verabsäumt, ihr sogleich meinen Glückwunsch auszusprechen.“

Thyra wagte nicht, ihn anzusehen.

„Ja, er hat die Bedingung ebenfalls erfüllt — und früher als Du,“ bemerkte sie in unsicherem Ton. „Schon vor etwa vier Wochen sandte er mir die Abschrift der vollständigen Melodie — allerdings mit einem anderen Schluß, als Du ihn mir soeben vorgespielt hast, aber der seine kann ja eben so gut der richtige sein.“

„All right! Was ich von Dir erbitten will, dürfte mit des Jägermeisters Eigenthumsrechte kaum kollidiren. Ich wollte nur den Ring von Dir zurückerbitten, den ich Dir an Deinem letzten Geburtstage gegeben habe und den Du, wie ich sehe, noch trägst.“

Verwirrt zog Thyra den Ring vom Finger und reichte ihn Holger.

„Diesen Ring,“ sagte er, „hat meine Mutter mir auf dem Sterbelager mit der Bitte gegeben, ihn dereinst als erste Gabe Derjenigen zu spenden, die ich zu meinem Weibe erkoren. Nun habe ich sie gefunden und den Ring daher von Dir zurückerbeten um ihn Derjenigen zu geben, der er rechtmäßig gebührt.“

Thyra biß sich auf die Lippen. Ein Zornesblitz gekränkten Stolzes schoß aus ihren dunklen Augen. Dann aber ermannte sie sich zu einer kühlen, von höhnischem Lächeln begleiteten Gratulation und verließ das Gemach, um „Mama zu holen.“

Sobald sie verschwunden war, schloß Onkel Fritz Holger in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du bist doch der prächtigste Junge, der mir je vorgekommen ist!“ rief er. „Und ich hatte geglaubt —! Ja, ein Mann bist Du, das muß man Dir lassen.“

„Aber Onkel,“ sagte Holger, „wie in aller Welt geht das zu, daß der Jägermeister Thyra einen anderen Schluß gesandt hat?“

Onkel Fritz lächelte pfiffig.

Ja, siehst Du, Verndal ist eben ein praktischer Mensch. Er hat mir in einem offenherzigen Augenblick anvertraut, daß er einfach an einen ihm bekannten Musiker geschrieben und ihn gebeten hatte, ihm zu der Melodie, die Thyra ihm aufgeschrieben, noch ein paar Takte dazu zu komponiren. Sobald er das Gewünschte erhalten, brachte er es Thyra und somit waren alle Parthieen befriedigt. Na, Du lieber Gott, war es auch nicht der rechte Schluß, so war es doch ein Surrogat, und ich glaube, daß Thyra im Allgemeinen besser mit Surrogaten gedient ist.“

„Du hättest übrigens nicht nöthig gehabt dieses Liedes halber nach Sizilien zu reisen, mein Junge,“ fügte er hinzu. „Ich hätte Dir nähern Aufschluß geben können.“

„Kanntest Du es denn?“

„Ja, es war mir nicht ganz unbekannt, da Anna, das frühere Stubenmädchen, es öfters in der Gesindestube zum Besten gegeben hat. Sie hatte wirklich eine nette Stimme, und wenn sie Abends sang:

„Ich will ein Lied Euch singen aus ferner Jugendzeit,
Als roth noch meine Wangen, das Herze mir so weit —“

„Wie, kanntest Du selbst den Text?“

„Das kann ich nicht leugnen.“

„Und Du ließest mich damals reisen, ohne mir zu sagen —“

„Ja, Du hattest mich ja nicht danach gefragt. Man hätte auch gar zu leicht in den Verdacht kommen können, Beziehungen mit den Stubenmädchen zu unterhalten. — last not least — wollte ich den Rädern des Schicksals nicht in die Speichen greifen. Und meinst Du nicht auch, daß es ganz gut war, daß ich geschwiegen habe?“

„Du bist ein ganz kapitaler Onkel!“

„Ja, das scheint mir beinahe auch so. Aber da kommt Deine Tante!“

Der kluge Dackel.

„Ich habe Ihnen schon manches schöne Stückchen von meinem gescheidten Dackel erzählt, meine Herren,“ begann eines Abends am Stammtisch der alte Oberförster, nachdem er seine kurze Tabakspfeife angezündet hatte. „Aber was ich Ihnen jetzt erzählen will, das geht über alle Begriffe, da steht Ihnen der Verstand still. Und zum Beweis, daß es wahr ist, ich hab's gestern Nachmittag erlebt; es ist mir also noch ganz frisch in der Erinnerung. Sitz' ich da in der Krone und trinke meine zwei Maßerl; neben meinem Stuhl liegt mein Dackl und blinzelt, wie das so seine Art ist, manchmal nach mir hin. Wie ich den letzten Schluck gethan habe, steh' ich auf, nehme meinen Hut und will fortgehen. An der Thüre läuft mein Dackl vor mich, als ob er mich nicht hinauslassen wollte, und fängt an zu bellen. Wie ich mich nun zu ihm niederbeuge, springt er auf einmal in die Höhe, fährt mit seiner Schnauze in meine Hosentasche, zieht mein Portemonnaie hinaus, sieht mich an und schaut dann nach der Kellnerin hin. Donnerwetter, da geht mir ein Licht auf. Ich hatte vergessen, mein Bier zu bezahlen! Was sagen Sie dazu, meine Herren? Es ist was ganz Merkwürdiges mit so einem Vieh!“

— Aus einem Roman. — „Die auf dem Wohlthätigkeitsbazaar von den Damen der Gesellschaft gegen hohe Preise dargebotenen Küsse verwandelten sich in kurzer Zeit in wollene Unterjacken für männliche Stadtarme.“

— Zeitgemäße Vertheidigung. — Richter: „Sie haben also den Kläger ein Rindvieh genannt?“ — Angeklagter: „Aber, Herr Richter, das ist doch keine Beleidigung bei den jetzigen Viehpreisen.“

Telegraphische Depeschen.

(Geliefert von der "Associated Press.")

Inland.

Deutscher Tag in New York.

New York, 10. Nov. Der „Deutsche Tag“, welcher schon seit vielen Jahren in manchen anderen Städten und Ortschaften der Ver. Staaten festlich begangen wird, wurde gestern Nachmittag und Abend zum ersten Mal auch in unserer Stadt gefeiert. Etwa 10,000 Deutsche hatten sich zu der Feier im „Madison Square Garden“ eingefunden. Unter den Gästen befand sich auch der, eben von Deutschland eingetroffene Prinz Heinrich von Pleß, der Vertreter des deutschen Kaisers bei der, demnächst stattfindenden Einweihung des neuen Gebäudes der New Yorker Handelskammer. In seiner Begleitung befand sich Herr Hermann, der Vertreter der Berliner Handelskammer. Der deutsche Botschafter in Washington war durch den Geschäftsträger Grafen Quadt und den Botschaftssekretär Freiherrn von Ritter vertreten. Die Mitglieder der Familie des verstorbenen Generals Sigel nahmen als Ehrengäste eine Loge ein. Unter den Theilnehmern befanden sich auch Herr L. A. Wieman, Präsident der Baltimorer Sängerfest-Gesellschaft und eine Delegation deutsch-amerikanischer Bürger jener Stadt. Die große Halle war auf's Prächtigste in den deutschen und amerikanischen Farben geschmückt. Dr. H. A. C. Anderson, der Präsident der Vereinigten deutschen Gesellschaften, unter deren Auspizien die Feier abgehalten wurde, hielt die Hauptrede. Er hob hervor, daß die Deutschen eigentlich keinen besonderen National-Feiertag haben, während dies bei anderen Nationalitäten der Fall ist. Der Deutsche Tag solle bei den Deutschen etwa dieselbe Bedeutung erlangen, wie der St. Patricks-Tag bei den Irländern. Er erklärte, daß seit den Tagen, da Herkheimer und Steuben während der Revolution, Sigel und Karl Schurz während der Rebellion, für dieses Land kämpften, die Deutschen im Krieg und Frieden, auf dem Gebiete der Wissenschaft sowohl wie auch in der Kunst, Musik und Ackerbau ihre Pflicht thaten.

Nach Beendigung der Anrede folgte eine Parade der Flaggen aller theilnehmenden Vereine, worauf die Feier mit dem Absingen des Liedes „Deutschland, Deutschland über Alles“ schloß.

Mascagnis Wirren zu Ende.

Boston, 10. Nov. Der berühmte italienische Komponist Mascagni, dessen Operntruppe in Schwulitäten und Streitigkeiten gerathen war, wurde ausgangs der Woche unter Anklage des Kontraktbruchs hier festgenommen und einstweilen unter $10,000 Bürgschaft gestellt; doch ereigneten sich diese unangenehme Vorgänge, ohne daß Mascagni sein Hotel zu verlassen brauchte. Seine „Managers“ verlangten $8000 Schadenersatz von ihm, während er erklärte, daß er für das Fiasko seiner Truppe nicht verantwortlich sei. Wie die Sache schließlich beigelegt wurde, weiß man noch nicht genau, — aber gestern Abend wurde bekannt, daß der Kläger, Herr Mittenthal, beschwichtigt worden sei, und ferner, daß Mascagni jetzt doch seine westliche Kunsttour mache und wahrscheinlich bald nach Chicago kommen werde.

Ausland.

Streik wird fortgesetzt!

Die französischen Grubenarbeiter gegen den Schiedsgerichts-Spruch

Paris, 10. Nov. Die Konferenz der Kohlengräber-Delegaten in Lens hat sich gegen die Annahme der Entscheidungen der Regierungs-Schiedsgerichtskommission und für die Fortsetzung des Streiks entschieden. Es bleibt nun abzuwarten, wieweit die Streiker an diesem Beschluß festhalten werden. Die Regierung hat weitere Vorkehrungen getroffen, Unruhen zu ersticken. — Zu Courriers wurden Wohnungen der Nicht-Streiker geplündert, und eine Anzahl Kohlenhöfe in Brand gesteckt. An verschiedenen Orten gab es wieder Zusammenstöße zwischen Streikern und Truppen, doch keine ernstlichen.

Geschäftssperre im Reichstag soll verhindert werden.

Berlin, 10. Nov. Um eine raschere Erledigung der Zoll-Vorlage zu ermöglichen, einigten sich die Mehrheitsparteien im Reichstag auf eine Abänderung der Geschäftsordnung. Es soll das, in der französischen Kammer übliche Abstimmungs-System eingeführt werden, sodaß die Verhandlungen während der Ballotage fortgesetzt werden können. Die Linke und die Sozialdemokraten werden dem Vorhaben sicherlich aufs Schärfste opponiren. Der Sozialist Stadthagen, der „Hausleerer“ par excellence, hielt jüngst eine vierstündige Tarifrede vor verödetem Hause, und seine Parteigenossen sind auch noch mit langen Reden geladen, die sie vom Stapel lassen wollen, um das Endresultat über die Zoll-Vorlage zu verschleppen. Dem soll das neue Abkommen entgegenwirken. Bereits wurde ein dahinzielender Antrag im Namen der Mehrheitsparteien eingebracht. Die Geschäftsordnung wird so abgeändert, daß namentliche Abstimmungen zwecks Zeit-Ersparniß durch Stimmzettel erfolgen. Weitere schärfere Mittel werden in Petto gehalten, um die Linke mundtodt zu machen. Eventuell mag die gänzliche Abschaffung der namentlichen Abstimmungen erfolgen.

Freigesprochen.

Madrid, Spanien, 10. Nov. Sabino Arano, der Führer der Autonomisten-Partei in den Baskischen Provinzen, ist von den Geschworenen in Bilbao freigesprochen worden. Er war, wie gemeldet, in Anklagezustand versetzt worden, weil er an den Präsidenten Roosevelt eine Depesche gerichtet hatte, in welcher er diesen zu der Gewährung der Unabhängigkeit an die Kubaner beglückwünschte. Der öffentliche Ankläger hatte den Standpunkt eingenommen, daß Arano durch das Telegramm die Würde und die Gebiets-Interessen Spaniens verletzt habe, und hatte acht Jahre Strafhaft beantragt.

Kaiser Wilhelms Englandbesuch.

Sandringham, England, 10. Nov. Tausende von Besuchern strömten gestern hierher, um den deutschen Kaiser zu sehen, und besonders waren die Zugänge zur Ortskirche belagert. Als Erste langten die Königin Alexandra, die Prinzessin von Wales und Frau Chamberlain an; eine halbe Stunde später folgten der König Edward, Kaiser Wilhelm, der Premier Balfour, der Kolonialsekretär Chamberlain und andere hervorragende Personen. Nachdem der König etliche Minuten mit Chamberlain gesprochen hatte, näherte sich Kaiser Wilhelm, worauf er und Chamberlain sich etwa eine Viertelstunde lang unterhielten. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, als die königliche Gesellschaft sich in die Kirche begab. Der König betrat das Gotteshaus am Arme Kaiser Wilhelms.

Der Bischof von Ripon war auf der Kanzel. Er predigte über die Möglichkeit der Vermischung der Rassenunterschiede und des Werdens einer großen menschlichen Brüderschaft. Er erwähnte auch die Genesung des Königs, den Besuch Kaiser Wilhelms und die Bande, welche seit Langem England und Deutschland verbinden. Der Gottesdienst schloß mit dem Absingen der Nationalhymne. Nachher wandelten die beiden Monarchen durch die Gärten.

König Edward erhielt viele Glückwünsche zu seinem Geburtstag. Kaiser Wilhelm schenkte ihm eine prächtige Vase.

Telegraphische Notizen.

Inland.

— Im nördlichen Kanada wurde ein, bisher unbekannter Fluß entdeckt, welcher 300 Meilen lang ist und sich in die Hudson-Bai ergießt.

— Der professionelle Ballspieler Harry Allemang wurde in Pomeroy, O., von Postamts-Einbrechern erschossen, und die Leiche ausgeraubt.

— Präsident Roosevelt's Jahresbotschaft wird am 1. Dezember fertiggestellt sein. Er wird darin die Ergebnisse der jüngsten Wahlen als Gutheißung seiner Politik behandeln.

— Die Cholera tritt noch immer auf den Philippinen-Inseln vereinzelt auf; im Ganzen sind bis jetzt dort 105,000 Erkrankungen gemeldet, von denen 67,000 tödtlich verliefen.

— Frau Enoch Hink bei Binghampton, N. Y., erschoß ihren Gatten, der sie im Rausch mißhandelt hatte und sie im Verdacht hatte, mit seinem Neffen ein Techtelmechtel zu haben.

— In Bloomington, Ill., wurde Fred Finkdohner, einer der bekanntesten Deutsch-Amerikaner der Stadt, todt in seinem Bette aufgefunden. Er war der einzige Demokrat, der bei der neulichen Wahl für das Amt, das er erstrebte (Steuer-Kollektor), gewählt wurde.

— Die Bekehrungs-Pilgerfahrt der russischen Duchoborzen im nordwestlichen Kanada ist zum Einhalt gebracht worden, und die Duchoborzen sind in Waggons zu Yorkton eingepfercht. Bei ihrer Rückbeförderung nach ihrem alten Wohnsitz mag es Unruhen geben.

— Aus New York wird gemeldet: Infolge der Explosion eines großen Dampfkessels in einer der Pump-Stationen, die Queens Borough mit Wasser versorgen, wurde die Station gänzlich zerstört, und zwei Männer getödtet. Der explodirende Kessel wurde 200 Fuß weit geschleudert.

— In St. Louis wurde ein Wagen, in welchem sich 12 Personen befanden, von einem Straßenbahn-Waggon angerannt, und 8 Personen wurden verletzt. Ein Volkshaufe griff den Motormann und den Kondukteur an; doch wurden diese von der Polizei beschützt und mit dem Patrolwagen weggebracht.

— Die „Ladronen“ — wie die Amerikaner die noch kämpfenden Philippiner nennen — treten neuerdings so drohend auf, daß die amerikanische Verwaltung in Manila auf's Neue die Hilfe der Armee in Anspruch nehmen will und wahrscheinlich über drei der wichtigsten Provinzen Luzon's den Belagerungszustand verhängen wird!

— Der von Columbus nach Norfolk, Va., bestimmte Expreßzug der Norfolk- & Western-Bahn stieß bei Williamson mit einem Güterzug im Nebel zusammen. Der Expreßbote Joh. Snyder von Plattsburg, Va., wurde auf der Stelle getödtet, während der Lokomotivführer und der Heizer des Personenzuges schwere Verletzungen erlitten.

— In einer Sitzung der Sängerfest-Gesellschaft in Baltimore wurde beschlossen, demjenigen Verein, der sich mit der relativ stärksten Zahl Sänger am Sängerfest betheiligt, einen silbernen Ehrenbecher zu verehren. Ferner beschloß man, eine Einladung des „Germania Männerchors“ von Washington zur Theilnahme an der Feier des silbernen Jubiläums desselben am 17. und 18. November anzunehmen.

Ausland.

— Die, demnächst aufzunehmende Anleihe der Stadt Berlin soll $56,250,000 betragen.

— Seit dem 1. November sind in ganz Egypten 140 Menschen an der Cholera erkrankt und 130 gestorben.

— Lord Kitchener eröffnete in Kairo, Egypten, (auf seinem Weg nach Indien) das neue „Gordon College“.

— Die britisch-indische Regierung hat der amerikanischen Standard Oil Co. die Erlaubniß verweigert, in den Petroleumländereien von Birmah zu operiren.

— Die kolombischen Regierungsboote „Bogota“ und „Chuicuito“ haben eine Fahrt an der Küste entlang angetreten, um nach der Flotte der Aufständischen zu forschen.

— Die Regierung der australischen Föderation arbeitet an einer Vorlage, welche Schiffe, die Ausländern gehören, vom australischen Küstendienst ausschließen soll.

— Der Nordpolfahrer Dr. Fridtjof Nansen kündigt an, daß unter dem Kommando des Kapitäns Amundsden eine Nordpolfahrt stattfinden soll, die im Lauf des künftigen Jahres nach König Wilhelms Land aufbrechen wird.

— Infolge des Eintreibens der Steuern, welche zum Bezahlen der, an die Mächte zu entrichtenden Entschädigung verwendet werden, ist auch im südwestlichen Theile der chinesischen Provinz Tschili ein Aufstand ausgebrochen. Es sind Truppen nach dem Schauplatz abgegangen.

— Die, letzte Woche in Paris erschienene Uebersetzung des Buches des Präsidenten Roosevelt, „A Strenous Life“, hat bedeutendes Aufsehen erregt. Der Prinz Ferdinand de Faucigny-Lucinge und Jean Izoulet sind die Uebersetzer, und sie erklären, daß Präsident Roosevelt die Uebersetzung autorisirt hat.

— Ausgangs der Woche bekundete sich an den deutschen Börsen bedeutende Enttäuschung, weil sich in der Wall Street in New York nicht der, infolge des Ausgangs der Wahlen erwartete Aufschwung einstellte, und auch, weil die Erhöhung des Kapitals der Deutschen Bank nur den dritten Theil der erwarteten Summe betrug. Professionelle Spekulanten verursachten große Schwankungen.

— Der Gouverneur der chinesischen Provinz Humaan protestirt aufs Entschiedenste gegen die verfügte Hinrichtung des Militär-Mandarinen des Distrikts, weil dieser nicht die Ermordung der britischen Missionäre Bruce und Lewis verhinderte. Der Gouverneur erklärt, die Bevölkerung sei gegen die Hinrichtung, und deren Vollziehung könne einen allgemeinen Aufstand hervorrufen.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Staatendam von Rotterdam; Bohemian, Cymric und Nomadic von Liverpool; Minnetonka und Marquette von London; Columbia (englischer Dampfer) von Glasgow; Roma von Neapel.

St. Johns, N. F.: Buenos Ayrean, von Glasgow nach Philadelphia.

Yokohama: Peru von San Franzisko.

Hongkong: Tacoma und Dixon von Tacoma; Indrapura von Portland.

Havre: La Gascogne von New York.

Cherbourg: Kaiser Wilhelm der Große, von New York nach Bremen; Moltke, von New York nach Hamburg.

Abgegangen.

Queenstown: Lucania, von Liverpool nach New York.

Moville: Carthagenian, von Glasgow nach St. Johns und Philadelphia.

Am Lizard vorbei: Friedrich der Große, von Bremen nach New York; Vaderland, von Antwerpen nach New York.

Lokalbericht.

Unter schwerem Verdacht.

Charles C. Goven der Unterschlagung von etwa $100,000 bezichtigt.

Wie verlautet, soll Charles C. Goven, der Sekretär der „Provision Dealers' Dispatch“, Zimmer 810—812 Royal Insurance-Gebäude, dieser Firma und dem Börsianer Henry Botsford, dessen Sekretär er war, etwa $100,000 unterschlagen haben. In seiner Wohnung, Nr. 3714 Sheridan Road, erklärte gestern sein Bruder, daß der junge Mann einen „Jagdausflug“ gemacht habe und heute zurückerwartet werde. Er weigerte sich, die Angelegenheit zu erörtern und erklärte nur, er hoffe, daß sein Bruder im Stande sei, sich von dem auf ihm lastenden Verdacht zu reinigen. Charles C. Goven wird bezichtigt, während dreier Jahre dem Glücksspiel, einschließlich Poker, Pharao und Börsenspekulationen, gefröhnt und, um seinen Verlust im Spiele decken zu können, sich am Eigenthum seiner Arbeitgeber vergriffen zu haben. Er soll zu diesem Zwecke Bundesbonds dem Herrn Botsford entwendet und sie gegen Baar, weit unter dem wirklichen Werthe, verpfändet haben.

Tödtlicher Sturz.

Während ihre Mutter in einem anderen Zimmer der Wohnung, Nr. 687 W. 16. Str., beschäftigt war, erklomm die sieben Monate alte Ellen Roth ein Fensterbrett der guten Stube, lehnte sich zu weit zum offenen Fenster hinaus und stürzte in die Tiefe. Dort wurde sie von ihrer Mutter als Leiche aufgefunden. Ellen konnte noch nicht gehen. Ihrer Mutter ist es ein Räthsel, wie es ihr gelang, auf die Fensterbrüstung zu klettern.

Der zwölfjährige George Patterson spielte gestern Abend auf der, an der hinteren Wand des von den Eltern bewohnten Gebäudes, Nr. 187 Erie Str., angebrachten beweglichen Feuerleiter, als das Kabel, an dem die Feuerleiter hing, riß. Der Knabe sauste kopfüber aus einer Höhe von 12 Fuß hinab und erlitt lebensgefährliche Verletzungen. Er fand Aufnahme im Passavant-Hospital.

Knappes Entkommen.

Aus dem dritten Stockwerk des Chicago Opera House-Gebäudes fiel gestern eine 3½ bei 5 Fuß große Fensterscheibe herab und zersplitterte auf dem Bürgersteig. Eine Anzahl Straßengänger, welche zur Zeit am Gebäude vorbeigingen, entgingen nur mit knapper Noth dem Schicksal, von der Scheibe getroffen oder von den umherfliegenden Splittern verletzt zu werden. Wie die Polizei ermittelte, hatte Jemand ein Fenster im dritten Stock geöffnet und es mit solcher Wucht emporgezogen, daß sich die Scheibe löste und hinunterfiel.

Streitiger Posten.

Das Sprecheramt des Abgeordneten-Hauses.

Herausfordernde Haltung.

Die „Union Traction Co.“ wirft der Stadt von Neuem den Fehdehandschuh hin. — Abschlägiger Entscheid auf ein Gesuch der Milwaukee & St. Paul-Bahn.

Falls es sich in den nächsten Wochen herausstellen sollte, daß weder „Ed“ Curtis, der Vertreter der Yates-Fraktion, noch Charles Cherry, der Kandidat von Gouverneur Yates Gegnern auf der republikanischen Seite des Unterhauses, Stimmen genug auftreiben kann, um zum Sprecher des Hauses erwählt zu werden, so wird Cicero J. Lindley von Bond County sich für das Amt in Vorschlag bringen. Der Fehler ist nur, daß die Gegner des Gouverneurs auch Lindley für einen von dessen Gefolgsleuten halten und ihn als solchen behandeln werden. Mit ebenso scheelen Augen werden wahrscheinlich die Herren auch John H. Miller von Hope County, Wheeler von Sangamon, sowie Kopf und Shanahan von Cook County ansehen, die alle Vier ebenfalls nicht abgeneigt sein würden, den Sprechersitz einzunehmen. Ex-Sprecher Sherman, der als Führer der Anti-Yates-Fraktion gilt, sagt, diese werde sich nicht unbedingt auf die Kandidatur Cherrys versteifen, sondern ebenso gerne wie diesen auch Shurtleff, Rinaker oder sonst einen für das Amt befähigten Mann als Sprecher annehmen.

Robert E. Burke hat gestern bei der „County Democracy“ unter der Hand angekündigt, daß er seinen aussichtslosen Wunsch, wieder zum Sekretär des Parteiausschusses gewählt zu werden, nunmehr aufgegeben habe. Er würde indessen Alles daransetzen, um zu verhindern, daß Mayor Harrisons Privatsekretär, Herr Lahiff, zu seinem Nachfolger erkoren werde. Es heißt, daß auch der zum Sheriff gewählte Thomas Barrett gegen die Kandidatur Lahiffs eingenommen sei und zur Bekämpfung desselben mit Burke gemeinsame Sache machen würde. Barrett wird Ende der Woche nach Chicago zurückkehren. Die „County Democracy“ wird am Sonntag ihm und den zu Mitgliedern des Countyraths erwählten vier Demokraten zu Ehren einen festlichen „Empfang“ veranstalten.

Die Referendum-Liga ist noch immer der Ansicht, daß es seitens der Wahlbehörde eine Gesetzesübertretung gewesen ist, die Fragen, welche auf Betreibung der Liga den Wählern vorgelegt worden sind, auf dem „kleinen Stimmzettel“ mit anderen zu vermischen. Es ist gestern ein Ausschuß ernannt worden, welcher dieserhalb gerichtliche Schritte gegen die Wahlkommission thun soll. Für die kommende Frühjahrswahl wird die Liga als lehrreiche Unterhaltung für die Bürgerschaft ein weiteres Fragespiel vorbereiten. Eine der vorzulegenden Fragen soll von der Federation of Labor gestellt werden, die zweite wird Fragen der Schulverwaltung behandeln, und die dritte wahrscheinlich die Ausnützung der Wasserkraft des Drainagegrabens im Interesse der Stadt.

Dem Stadtrath wird heute Abend unter Anderem ein Beschlußantrag vorgelegt werden, dahin gehend, daß es in Zukunft dem freien Belieben der Eltern von Schulkindern anheimgestellt werden solle, ob sie diese zum Schutze vor der Blatterngefahr wollen impfen lassen oder nicht. Der Antrag wird zunächst dem Ausschusse für Sanitätswesen zur Begutachtung überwiesen werden.

Korporations-Anwalt Walker hat in Erfahrung gebracht (was auch dem allgemeinen Publikum kein Geheimniß geblieben ist), daß die Union Traction Co. am Samstag ihre Schaffner angewiesen hat, Fahrgästen auf Umsteigezettel hin keine weiteren Umsteigezettel für Verbindungs-Linien, sondern nur solche für eine etwaige Verlängerung derselben Linie, auszufolgen. — Es ist dieserhalb schon gestern vielfach zu unliebsamen Auftritten zwischen entrüsteten Fahrgästen und Schaffnern gekommen. Diese müssen die Antwort schuldig bleiben auf die Frage, was denn der auf den Umsteigezetteln angebrachte Vermerk "for transfer" zu bedeuten habe. — Es liegt auf der Hand, daß die fragliche Weisung der Union Traction Co. auf eine Mißachtung der vom Staatsobergericht abgegebenen Entscheidung hinausläuft und sowohl in dieser Hinsicht einer Gesetzesübertretung gleichkommt, als auch eine Geld-Erpressung dem Publikum gegenüber bedingt. Falls Korporations-Anwalt Walker nun energisch gegen die Union Traction Co. vorgehen wollte, so möchte deren Halsstarrigkeit für sie sehr kostspielig werden. Herr Walker könnte z. B. die maßgebenden Beamten der Straßenbahn-Gesellschaft und sämmtliche Schaffner, welche der fraglichen Weisung entsprechen, wegen Verschwörung zu ungesetzlichem Thun verhaften lassen! Er könnte sie ferner wegen Erpressungs-Versuches belangen. Die Verhaftung der Schaffner, eine bloße Formsache, könnte während der Tagesstunden besorgt werden, in welchen der Verkehr auf den Linien kein allzu reger ist, so daß das Publikum durch das Vorgehen nur wenig in Mitleidenschaft gezogen würde. — Im Stadtrath wird heute Abend beantragt werden, daß der Korporationsanwalt angewiesen werden möge, Solchen, die in dieser Angelegenheit gegen die Union Traction Co. klagbar werden wollen, allen erforderlichen Rechtsbeistand zutheil werden zu lassen.

Der stadträthliche Ausschuß für Verkehrsfragen wird heute gegen das Gesuch der St. Paul-Bahn berichten, auf ihrer Evanston-Zweiglinie den elektrischen Betrieb einführen zu dürfen. Es solle der Bahn hierzu nur bis zur Wilson Ave. die Erlaubniß ertheilt werden, aber nicht für die südlich davon gelegene Strecke. — Man will bei der Northwestern Hochbahn-Gesellschaft darauf dringen, daß sie nunmehr bald daran gehe, ihre Linie in nördlicher oder nordwestlicher Richtung bis zur Stadtgrenze zu verlängern. Thut die Gesellschaft das innerhalb der ausbedungenen Frist nicht, so verwirkt sie damit einen von ihr bei der Stadt hinterlegten Betrag von $75,000. — Empfehlen wird der Ausschuß, daß der City Railway Co. das Wegerecht für eine Linie in der Western Ave., zwischen 26. und 37. Str., ertheilt, und daß der Calumet Electric Railway Co. gestattet werden möge, in der 103. Str. ein zweites Geleise von der Michigan Ave. bis zur Vincennes Road zu legen.

Aus dem Kriminalgericht.

Kapitän George Wellington Streeter, der im Verein mit W. McManners und Henry Hoeldtke der Ermordung von Henry Kirk angeklagt ist, suchte heute in einer von dem Anwalt J. M. Pierce dem Richter Chetlain unterbreiteten Bittschrift um Gewährung eines Sonderprozesses nach. Ueber das Bittgesuch wird am Mittwoch verhandelt werden. Streeter war heute im Gerichte anwesend. Er erklärte, zu glauben, daß seine Mitangeklagten, die hinter Gefängnißmauern schmachten, neues Beweismaterial beibringen und versuchen würden, die Schuld auf ihn abzuwälzen.

Die drei Angeklagten wurden schon einmal prozessirt, doch vermochte die Jury sich nicht zu einigen.

Des Einspruchs seines Arztes ungeachtet, nahm Richter Neely, der seit zwei Wochen in seiner Wohnung in Evanston darniederlag, heute im Kriminalgericht seine Amtspflichten wieder auf. Er war indeß ungemein schwach, und saß nur über einige Sünder zu Gericht, die sich schuldig bekannten. Er ließ zwar eine Jury zusammentreten, um den des Gattenmordes angeklagten W. J. Nelson zu prozessiren, entließ sie aber nach kurzer Zeit wieder bis auf Weiteres. Er wird wahrscheinlich wieder gezwungen sein, während mehrerer Tage das Bett zu hüten.

Ein nationales Kunstmuseum.

Die „Chicago Society of Associated Arts“ meint es ernst mit ihrem Plane, ein nationales Museum für die amerikanische Kunst und das amerikanische Kunstgewerbe in Chicago zu errichten. Ein aus zwölf hervorragenden Chicagoer Bürgern bestehender Ausschuß soll die nöthigen Vorbereitungen treffen; zu Mitgliedern der Verwaltungsbehörde hofft man die Gouverneure der Staaten zu gewinnen, in welchen die Malerei, Bildhauerei und das Kunstgewerbe am meisten verbreitet sind. Zur Errichtung eines Museumsgebäudes in unserer Stadt will die betreffende Gesellschaft einen Fonds von mindestens einer Million Dollars aufbringen.

Jäher Tod.

Unter einem Faß Maishalme keuchend, brach heute früh der 76jährige Martin Karlowitz vor der Bezirkswache an Attrill Straße zusammen und hauchte nach wenigen Minuten seinen letzten Seufzer aus. Man vermuthet, daß ein Herzleiden seinen Tod verursachte. Der Greis verließ heute früh seine Wohnung, Nr. 27 Frankfort Straße, um Futter für das Pferd zu holen. Nachdem er eine Menge Maishalme geschnitten hatte, lud er sie auf den Rücken und trat den Heimweg an. Vor der Bezirkswache ereilte ihn der Tod. Der Verstorbene, ein Wittwer, wohnte bei seinem Sohne.

Gormleys Pech.

Die gegen den Präsidenten der „Masonic Fraternity Temple Association“, Herrn James H. Gormley, in Verbindung mit Kapitan Williams' genialem Versuch, der Tempel-Gesellschaft Steuerermäßigung zu verschaffen, erhobene Verschwörungs-Anklage wird morgen vor Richter Brentano aufgerufen werden. Zur Verhandlung kommen wird sie jedoch vorläufig noch nicht, da Gormleys Anwalt, Russel M. Bring, um Verlegung des Verfahrens zu einem anderen Richter nachsuchen will. Auch gegen die Kriminalrichter Horton, Chytraus und Holdem hat Herr Bring im Interesse seines Klienten Einwendungen zu machen. Am liebsten, scheint es, möchte er denselben überhaupt nicht prozessirt wissen.

Hat nichts dagegen.

Mayor Harrison äußerte heute, daß er es zwar nicht ganz in der Ordnung fände, daß öffentliche Angestellte, wie die Lehrerinnen, sich einem Arbeiterverbande angliedern wollen, daß er aber auch nichts dagegen thun, sondern dem Schulrath freie Hand lassen werde. Bei dem Schutzverein der Polizisten, den er seiner Zeit gesprengt, hätten die Verhältnisse anders gelegen. Bei der Polizei müsse militärische Disziplin aufrecht erhalten werden, und diese möchte leiden, falls die Mitglieder der Mannschaft unter der Hand eine Organisation haben, die eine gewisse Autorität über sie ausübt.

— Ein Schlaumeier. — Um seine Strohwittwerschaft recht lange genießen zu können, läßt Rentier Schulze seine Frau, wenn sie aus der Sommerfrische zurückkehrt, mit der Sekundärbahn fahren.

Trübe Aussicht.

Viele Familien werden auf den gewohnten Danksagungstag-Puter verzichten müssen.

Auf dem Tische manch' einer armen Familie, welche sich in früheren Jahren doch wenigstens am Danksagungstage ihren Puter leisten konnte, wird dieser appetitliche Vogel am 27. Tage dieses Monats fehlen. Nach der Aussage von Kommissionshändlern wird der Preis auf mindestens 15½ Cents das Pfund steigen, sehr wahrscheinlich aber noch höher. Die Anfuhr ist kaum halb so groß, wie sonst, und die in den Markt kommenden Puter sind außerdem mager und versprechen einen wenig saftigen Braten. Man führt dieses auf das nasse Frühjahr und schlechte Fütterung zurück. Auf dem Lande kostet ein für die Küche zurechtgemachter Puter gegenwärtig 12 Cents das Pfund, wozu also, außer dem Profit des Händlers in der Stadt, noch die Transportkosten geschlagen werden müssen. Auch der Preis von Hühnern stellt sich beträchtlich höher, als um diese Zeit im vorigen Jahre, und dasselbe gilt von fast allen Beigaben an Gemüse, welche zu einem Danksagungstagschmaus gehören. An Kronsbeeren ist kein Mangel, der Preis ist aber gegen das Vorjahr um einen Dollar das Faß gestiegen.

Namhafte Homöopathen gestorben

Dr. A. W. Woodward und Dr. Robert N. Tucker sind nicht mehr.

Dr. A. W. Woodward und Dr. Robert Newton Tucker, zwei in weiteren Kreisen bekannte Chicagoer Aerzte, wurden gestern durch den Tod aus diesem Leben abgerufen. — Dr. Woodward starb gestern Nachmittag um 3 Uhr in seiner Wohnung, Nr. 130 Ashland Boulevard. Er war einer der Gründer des Chicago Homeopathic College, in welchem er bis zu seinem Tode den Lehrstuhl für Materia medicia innehatte. In Barnstable, Mass., am 18. Juli 1839 geboren, kam er 1860 als Geschäftsmann nach Chicago. Als Soldat des ersten Illinoiser Freiwilligen-Regiments zog er im Januar 1862 in den Krieg, kehrte 1863 aus demselben nach Chicago zurück und studirte im Hahnemann Medical College Medizin. Den ärztlichen Beruf verfolgte er alsdann mit großer Gewissenhaftigkeit und unermüdlichem Streben. Erst vor zwei Jahren gab er seine umfangreiche Praxis auf, die er neben seiner Lehrthätigkeit noch betrieben hatte. — Dr. Robert Newton Tucker, ebenfalls Homöopath, 61 Jahre alt, Präsident der „Illinois Homeopathic Medical Association“, wurde gestern Vormittag im Badezimmer seiner Wohnung, Nr. 263 Dearborn Ave., als Leiche vorgefunden. Muthmaßlich war er von einem Gehirnschlag todt niedergestreckt worden. Schon vor achtzehn Monaten wurde er vor einem derartigen Schlaganfall heimgesucht, der jedoch nur milder Art war und ohne ernstliche Folgen blieb. Er war 1841 in Rochester, N. Y., geboren, hatte 1859 und 1860 im hiesigen Rush Medical College Medizin studirt, war dann wieder nach dem Osten gegangen und hatte sich 1873, vier Jahre nach seiner in New York erfolgten Verheirathung, bleibend in Chicago niedergelassen.

Was fehlt ihm?

Die Gemeinde, vor welcher Dowie gestern Nachmittag im Auditorium über den Text predigte: „Gebet des Kaisers was des Kaisers ist,“ war starr vor Staunen, denn zum ersten Mal fand er Worte des Lobes für einen Andersdenkenden. Diese Auszeichnung wurde Staatsanwalt Deneen zu Theil, über dessen Vorgehen in dem Steuerhinterziehungs-Skandal sich Dowie in außerordentlich gnädiger Weise zu äußern beliebte. Lange hielt diese gnädige Stimmung allerdings nicht bei ihm an, und er erging sich in giftgeschwollenen Angriffen auf die römisch-katholische Kirche, namentlich ihrer Unfehlbarkeits-Doktrin wegen. Auch unterließ es Elias II. nicht, der „Preßvipern“ in der üblichen wohlwollenden Weise zu gedenken.

Schildkrötenverstand.

Die geistigen Fähigkeiten einer Schildkröte hat Professor R M. Yerkes festzustellen versucht. Die von ihm geprüfte Schildkröte wurde in einen durch viele Abtheilungen labyrinthartig getheilten kleinen Raum gebracht und die Zeit bestimmt, welche das Thier gebrauchte, um seinen Lagerplatz aufzufinden. Das erste Mal waren hierzu 35 Minuten erforderlich, bei einem zweiten Versuch nur 15, bei einem dritten 5 und bei einem vierten kroch das Thier fast mit absoluter Sicherheit — es irrte sich nur einmal — durch alle Windungen hindurch nach seinem Neste. Diese Versuche hat Professor Yerkes häufig wiederholt und dabei das Labyrinth, in welchem die Schildkröte sich zurecht finden mußte, sehr verändert, ja. das Passiren der einzelnen Abtheilungen schwierig und durch Anbringen von Sackgassen vielfach nutzlos gemacht. Das Thier hatte Anfangs viele Mühe, sich zurechtzufinden, überwand aber schließlich die Schwierigkeiten, selbst das Ueberklettern einer schrägen Wand, und fand sein Ziel stets, nach einigen Wiederholungen sogar in wenigen Minuten. Diese Versuche beweisen, daß die Schildkröte rasch Erfahrungen machte und ausnutzte, eine Thatsache, die unseres Erachtens zur Erhaltung der Art auch so unbedingt erforderlich scheint, daß sie gar nicht erst durch Versuche erwiesen zu werden braucht.

— Der Sommer-Urlaub. — Hauswirth: „Wieso kommt es, daß Sie sich so plötzlich entschlossen haben, zu heirathen?“ — Beamter: „Ich brauche einen Sommerurlaub von vier Wochen, und auf andere Weise bekomme ich ihn nicht.“

Unsere „Feinsten“.

Der Schauspieler Frederick Seaton behauptet, von wirklichen Polizisten überfallen, beraubt und mißhandelt worden zu sein.

Der Schauspieler Frederick Seaton, welcher, wie gestern berichtet, in der Nähe der Apotheke von Grady & Stolz, Ecke Indiana und Clark Str., von drei Wegelagerern überfallen, mißhandelt und beraubt wurde, behauptet nunmehr, daß seine Angreifer wirklich Polizisten und nicht als solche verkappte, gewöhnliche Straßenräuber waren. Er hat gegen den Polizisten Tobin von der Bezirkswache an Ost Chicago Ave. vor der Polizeiuntersuchungs-Behörde Anklage erhoben, da der Beamte angeblich die Namen der Räuber kennt und sich grober Pflichtversäumniß schuldig gemacht hat.

Seaton erklärte gestern, daß er dem Polizisten die Räuber gezeigt und ihn aufgefordert habe, sie zu verhaften. Tobin hätte aber erklärt, er würde den Polizeiwagen bestellen, dann habe er sich aber auf einen des Weges kommenden Straßenwagen geschwungen und sei davongefahren, ohne sich wieder blicken zu lassen. Er, Seaton, habe sodann den Schreiber der Bezirkswache an Ost Chicago Ave. mittels Fernsprechers ersucht, ihm einen anderen Polizisten zu senden und die Antwort erhalten: „Wir lassen Sie mittels Polizeiwagens einbringen, wenn Sie die Sache nicht auf sich beruhen lassen.“ Das sei geschehen, nachdem der Provisor Lawrence M. Christenson die Polizei benachrichtigt und den Bescheid erhalten hatte, sich nicht in die Angelegenheit anderer Leute zu mischen.

Gestern sprach Seaton beim Polizeichef vor und erhob Beschwerde. Er wurde aufgefordert, seine Aussagen dem Privatsekretär des Polizeichefs zu Protokoll zu geben. Seinen Angaben gemäß schilderte er, daß er von dem Anführer der Banditen angerempelt wurde und dann von ihm und seinen zwei Spießgesellen überfallen, brutal mißhandelt und beraubt wurde. Dieser Anführer sei seiner Meinung nach ein bekannter Polizeileutnant gewesen, dessen Namen er auch dem Privatsekretär genannt habe. Letzterer habe ihn aber fürchterlich angeschnauzt, ihm erklärt, daß er sich ja nicht herausnehmen solle, derartige blödsinnige Behauptungen aufzustellen und sich geweigert, diesen Theil der Aussagen dem Protokoll einzuverleiben.

Der betreffende Anführer hätte seinen beiden Kumpanen, von denen er den einen mit John anredete, Befehle ertheilt, welche ohne Widerrede prompt befolgt wurden. Er lieh sich von einem der beiden Männer den Knüppel, mit dem er (Seaton) verbläut wurde.

Tobin stellt entschieden in Abrede, daß Seaton ihn aufgefordert hätte, die Leute zu verhaften. Er sei auf dem Thatort erst 20 Minuten nach dem Ueberfall eingetroffen. Seaton sei übel zugerichtet gewesen und als er ihn fragte, wie er zu den Verletzungen gekommen sei, habe er ihm nicht 'mal erzählt, daß er beraubt wurde, sondern ihn zu einem Schnaps eingeladen. Er habe abgelehnt und seinen Rundgang fortgesetzt.

Rabiates Weib.

Als Frau Eliza Younghill den Wahrspruch des Richters Tuthill vernahm, demgemäß ihre beiden Kinder Ruth und Effie ihrer Obhut zu entziehen und einem Waisenhause zu überweisen sind, stürzte sie sich auf den Richter, der nur durch das rechtzeitige Einschreiten des Büttels Shock vor Mißhandlungen bewahrt blieb. Frau Younghill, der zur Last gelegt wird, dem Trunke ergeben zu sein, ihre Kinder mißhandelt und gröblich vernachlässigt zu haben, wurde wegen Mißachtung des Gerichtshofes zu zehn Tagen Gefängniß verurtheilt und, trotz heftiger Gegenwehr und lauten Geschreies, sofort abgeführt.

Mazedonische „Ladrones“.

Aus türkischer Quelle verlautet, die in letzter Zeit in Mazedonien gefangenen Komitadschis hätten bulgarische Militär-Uniformen getragen und Mannlicher-Gewehre geführt. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die Banden uniformirt sind; bei einer ganzen Reihe von Zusammenstößen im letzten Frühjahr und Sommer stellte sich das gleiche heraus, nur waren es nicht bulgarische Militär-Uniformen, aber eine ihnen sehr ähnliche Tracht. Auch die Verzierungen an dem landesüblichen Kalpak, der schwarzen Pelzmütze der Banden, weichen etwas von denen des Heeres ab, und wenn man berücksichtigt, daß die bulgarische Armee neuerdings den einheimischen braunen Lodenstoff verwendet, den die mazedonische Landbevölkerung sehr liebt, so ist der Irrthum der türkischen Behörden leicht erklärlich. Uns liegt eine Photographie vor, auf der eine Bande vor dem Ueberschreiten der Grenze dargestellt ist; sie zeigt die merkwürdige Aehnlichkeit und Bekleidung und Ausrüstung bis auf Kleinigkeiten, wie die Achselstücke und Treffen der Führer, die Tragweise der gerollten Mäntel, der Säbel, Revolver und Schärpen. Es mögen sich ja auch Reservisten oder Ueberläufer des bulgarischen Heeres in ihrer Uniform bei den Banden befinden, wie es seinerzeit in Kreta der Fall war, jedenfalls aber nur in geringerer Zahl. Wir glauben nicht, daß Waffen und Uniformen aus staatlichen Beständen stammen, die in Bulgarien nicht so reich ausgestattet sind, um Geschenke zu erlauben; sie sind von den Komites planmäßig angeschafft und vorbereitet, und es ist ganz natürlich, wenn man sich dabei an die Muster des Heeres hält. Eine derartige Unterstützung durch Spenden an Gewehren und Ausrüstungsstücken hätte auch den Nachtheil, daß sich die Regierung zu sehr bloßstellt; viel zweckmäßiger ist die offene Duldung der Thätigkeit der Geheimgesellschaften unter dem Vorwand, die Gesetzgebung gestatte kein Einschreiten gegen die Vereine. (Köln. Ztg.)

Abendpost.

Erscheint täglich, ausgenommen Sonntags.
Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY

„Abendpost"-Gebäude, 173-175 Fifth Ave., Ecke Monroe Straße,
CHICAGO . . . . ILLINOIS.
Telephon: Main 1497 und 1498.

Preis jeder Nummer, frei in's Haus geliefert, 1 Cent
Preis der Sonntagpost.....2 Cents
Jährlich, im Voraus bezahlt, in den Ver. Staaten, portofrei.....$3.00
Mit Sonntagpost.....$4.00

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Deutschland und Großbritannien.

Durch das Bellen der britischen Jingopresse hat sich der deutsche Kaiser nicht einschüchtern lassen. Er weilt abermals als Gast seines königlichen Oheims in England und macht kein Geheimniß daraus, daß er nicht blos die berühmten englischen Fasanen schießen will. Obwohl aber die Deutschenhasser nicht einmal wissen, worüber er eigentlich mit den Ministern König Edwards unterhandelt, so mißbilligen sie im Voraus alle Abmachungen, die etwa getroffen werden könnten. Der „Spectator", der in seinem Zorne so komisch ist, wie ein aufgeblähter und kollernder Truthahn, erklärt geradezu, daß die Engländer und die Deutschen einander hassen müssen, weil sie Wettbewerber auf dem Weltmarkte sind, und daß die Briten sich lieber den Franzosen und Russen in die Arme werfen sollten, die schon „gesättigt" sind, als den landhungrigen Deutschen. Rußland wolle sich ja „nur" in Asien ausbreiten, und Frankreich habe genug Kolonien, sagt das weitschauende „Weltblatt". Die britischen Staatsmänner wissen aber nur zu gut, daß Rußland, trotzdem es neuerdings sein Augenmerk hauptsächlich auf China gerichtet hat, doch noch Zeit findet, auch nach Indien hinüberzuschielen, und daß Frankreich, nachdem es ganz Nordafrika erobert hat, die Wüste Sahara mit einer Eisenbahn zu durchqueren und mit England ernsthaft um den dunklen Erdtheil zu ringen gedenkt. Aus diesen und vielen anderen Gründen, die der Blinde mit dem Stock fühlen kann, ziehen sie ein erträgliches Verhältniß zu Deutschland vor.

Auf der anderen Seite wahrt der deutsche Kaiser ohne Zweifel nur die Interessen des Reiches, wenn er, unbekümmert um den in Deutschland durch den Boerenkrieg hervorgerufenen Britenhaß, eine nüchterne Geschäftsfreundschaft mit Großbritannien sucht. Ganz abgesehen davon, daß Deutschland noch keine Seemacht ersten Ranges ist, oder wenigstens noch keine der britischen ebenbürtige Kriegsflotte besitzt, kann ihm nichts daran gelegen sein, die britische Macht auf Rußland und Frankreich übergehen zu lassen. So brotneidisch die Engländer sind, und so sehr sie sich immer noch darüber ärgern, daß der deutsche Handel es wagt, in alle Welttheile vorzudringen, so haben sie diesem Handel bisher doch keine ernstlichen Hindernisse bereitet. Ihre Kronkolonien sind auch für den deutschen Kaufmann geöffnet, während Rußland und Frankreich alle Gebiete, die sie erobern, ganz allein ausbeuten wollen. Ueberdies hat Deutschland wegen seiner geographischen Lage von Großbritannien so gut wie nichts, von Frankreich und Rußland dagegen alles zu befürchten. Wäre das britische Volk auf seine „natürliche" Stellung herabgedrückt, so würde Rußland mit unerträglicher Anmaßung gegen Deutschland auftreten, und Frankreich würde sich ermuthigt fühlen, den lange verschobenen Rachekrieg doch noch zu unternehmen. Auf Oesterreich-Ungarn kann sich Deutschland nicht mehr mit Sicherheit verlassen, und auf Italien noch viel weniger. Unter diesen Umständen würde es sehr thöricht handeln, wenn es das sogenannte europäische Gleichgewicht durch die Ausscheidung Großbritanniens verschieben ließe. Mit den Engländern, eben weil sie ein Volk von Krämern sind, kann Deutschland am Ende immer noch besser auskommen, als mit den halb-barbarischen Russen und den hysterischen Franzosen. Es braucht ja kein Bündniß mit ihnen zu schließen, sondern kann sich mit Abmachungen von Fall zu Fall begnügen, bei denen beide Parteien ihren Vortheil finden. In diesem Sinne hat der deutsche Kaiser sich schon mehrere Male mit Großbritannien verständigt, und wenngleich ihm von seinen Verkleinerern nachgesagt wird, daß er sich über's Ohr hauen ließ, als er die dem Untergange geweihte Insel Helgoland gegen Sansibar vertauschte, so ist doch im Großen und Ganzen Deutschland nicht zu kurz gekommen. Warum sollte es nicht also auch in Zukunft mit Großbritannien „Geschäfte machen?"

In seiner auswärtigen Politik darf sich kein Staat, wie namentlich Bismarck stets hervorgehoben hat, durch Gefühlsrücksichten bestimmen lassen. Mit besonderer Bitterkeit sprach der eiserne Kanzler von den unreifen Schwärmereien des deutschen Volkes für die Griechen, die Polen und die Ungarn und von dem geringen Danke, den es dafür geerntet hat. Daß die Deutschen für die unglücklichen Boeren tiefes Mitgefühl hegen, macht ihrem Herzen alle Ehre, aber wer die auswärtige Politik des Deutschen Reiches leitet, muß sich von dem kühlen Verstande berathen lassen.

Ein Blick in die Zukunft.

Es ist uns Menschen versagt, in die Zukunft zu schauen, und nur dadurch wird uns das Leben möglich. Denn kennten wir ganz genau die Leiden, welche die Zukunft uns bringt, so würde schon die Angst vor denselben uns tödten, wie die Angst vor ihrem vermeintlichen vom Schicksal festbestimmten Todestag nicht selten Menschen zum Tode führt. Wenn die Vorfreude der schönste Theil der Freude ist, so ist die Angst vor dem Leiden, das man kommen sieht, viel schlimmer, als das Leiden selbst.

Der Mensch kann nicht in die Zukunft schauen; er weiß nicht, was das „Morgen" ihm bringen wird, aber Manches weiß er doch. Er weiß ganz sicher, daß er eines Tages sterben wird; und er kann noch manches Andere wissen, wenn er die Augen und Ohren offen hält und aus dem Gesehenen und Gehörten seine richtigen Schlüsse zu ziehen versteht. Das sind die Ausnahmen von der Regel.

Der amerikanische Bürger kann zum Beispiel zur Zeit ganz genau wissen, daß Folgendes eintreten wird: Er kann — nein, er m u ß wissen, daß der nächste Kongreß große Kriegschiffbauten anordnen wird, denn der Marinesekretär hat das schon angekündigt. Unser großes Land ist von so vielen Feinden bedroht und an und für sich so schwach, daß es den starken Schutz einer sehr starken Flotte nöthig hat; wenn auch nur den Schutz, den ein gut ausgeführter „Bluff" bringt, denn es wird voraussichtlich nicht möglich sein, die vielen großen Fahrzeuge zu bemannen. Es werden viele Panzerschiffe gebaut werden müssen, denn die Panzerplattenwalzwerke müssen Beschäftigung haben und der Stahltrust braucht guten, sehr guten Verdienst, weiterhin Dividenden auf seine Wassermillionen zahlen zu können. Jeder, der da hören und sehen kann, m u ß ferner wissen, daß in nächsten Jahren sehr viel Geld ausgegeben werden muß für die weitere Ausdehnung des Küstenschutzes, denn der General Gillespie, Chef des Ingenieurwesens der Armee, hat in seinem jüngst veröffentlichten Jahresbericht erklärt, daß es nicht nur nöthig ist, den Küstenbefestigungsplan, welcher schon angenommen wurde und die Eingänge von 31 Häfen mit starken Forts usw. versehen soll, in seinem ganzen Umfange so schnell wie möglich durchzuführen, sondern daß auch noch viele andere Punkte befestigt werden müssen, insbesondere auch die Küsten der großen Seen und das amerikanische Ufer des St. Lawrence-Stromes; denn die Geschütz- und Lafettenfabriken haben sich auf große Bestellungen eingerichtet und müssen nun mit Arbeit versorgt werden; es wäre im höchsten Grade ungerecht, wollte man sie, nach der Ausführung ihrer jetzigen Aufträge, ohne Bestellungen lassen; das angelegte Kapital würde dann nichts einbringen und die in dieser Industrie thätigen Arbeiter müßten hungern und betteln gehen. Es werden, wenn die 356 großen, acht- bis zwölfzölligen Geschütze, die 1294 Schnellfeuergeschütze und 544 Mörser fertig und aufgestellt und die vorgesehenen $50,000,000 ausgegeben sind, weitere hunderte Geschütze in Bestellung gegeben und Dutzende Millionen ausgegeben werden müssen, denn wir müssen in der Lage sein, im Falle eines Krieges die in den Häfen liegenden mächtigen Panzerschiffe beschützen zu können, damit sie nicht etwa in die Hände des Feindes fallen.

Der Blick in die Zukunft ist uns Menschen versagt, aber Manches wissen wir doch im Voraus. Wir wissen, daß auch in Zukunft der Appetit beim Essen kommen und B wird sagen müssen, wer einmal A sagte; daß auf das C auch in Zukunft noch das D, auf dieses das E kommen wird. Und wer das weiß, der muß auch wissen, daß wir mit dem „Beschützen" noch lange nicht fertig sein werden, wenn wir eine riesige Flotte haben werden zum Schutze unserer Häfen und des Panzerplattentrusts, und befestigte Häfen mit tausenden riesiger Kanonen zum Schutze der Panzerschiffe und der Geschützfabriken. Denn er weiß ja, daß wir Portoriko, Hawaii, Guam und die Philippinen „erworben" haben zum Schutz — als „Stützpunkte", und das ist doch auch eine Art Schutz—für unsere Flotten, und muß nun wissen, daß d i e wieder beschützt werden müssen durch starke Befestigungen, damit sie nicht von Andern „erworben" — nein, bei Andern heißt's g e r a u b t, werden können. Und wer's ja noch nicht gewußt hatte, daß für die Befestigung der Philippinen viele Millionen ausgegeben werden müssen, der hat's heute schwarz auf weiß: „Der Roosevelt-Administration steht keine wichtigere militärische Aufgabe bevor, als die, den Küstenschutz auf unsere neuen Inselbesitzungen auszudehnen und unseren Kohlenstationen in der ganzen Welt sofort den ausreichendsten Schutz zu geben. Da es beschlossen ist, die Flotte schneller als bisher zu verstärken, ist die nächste Aufgabe das Stärken der Befestigungen unserer neuen Besitzungen, denn es ist klar, daß ein Feind diese zuerst angreifen wird." Natürlich. Wir erwarben die Inseln mit schweren Opfern, uns zu stärken, und müssen uns nun stärken, damit sie uns nicht weggenommen werden können. Wir brauchten sie als Stützpunkte für unsere Flotte, und müssen nur unsere Flotte stärken, sie schützen, und sie selbst befestigen, unserer verstärkten Flotte den nöthigen Schutz geben zu können, wenn ihr etwas passirt.

Dem Menschen ist gnädig die Zukunft verhüllt, aber das Alles wissen wir doch. Und wir wissen noch mehr. Wir wissen, daß dasselbe mächtige und reiche Volk, das hunderte und aberhunderte Millionen ausgibt für allerhand „Schutz" gegen „Feinde", die so begierig sind, über uns herzufallen, wie das Lamm über den Wolf und uns so leicht verschlucken könnten, wie die Maus den Elephanten, — daß dieses Volk in derselben Zeit kein Geld haben wird, seine Bürger vor dem Steckenbleiben und Versinken in den sogenannten Landstraßen zu schützen. Wir wissen, daß wir vor der Gefahr eines Krieges mit der Schweiz oder dem Fürstenthum Liechtenstein gnädig geschützt werden, aber auch, daß wir Schutz vor den Straßenräubern, dem in dem Straßenschmutz lauernden Bazillengethier, und dem sich in den Straßen der Stadt noch immer breit machenden „Eisenbahnmoloch" nicht bekommen können, weil das Geld dazu fehlt.

Wir sind ein souveränes Volk, ein Volk von Königen und Helden. Wir fürchten uns nicht; denn wir stehen in starkem Schutz. Wir sind klug und weise, uns betrügt man nicht.

„Die beste aller Regierungen".

„Warum wir Amerikaner von allen möglichen Regierungsformen die unsere für die beste halten?" Diese Frage hat der bekannte amerikanische Zeitungsmann, Diplomat und Politiker Whitelaw Reid kürzlich in einer wohlausgedachten Rede besprochen und ist dabei auch zu einer Antwort gelangt. Zunächst aber hat er einige Gründe angegeben, warum die Regierung, deren wir unter dieser vermeintlich besten aller Regierungsformen uns erfreuen, unbedingt n i c h t die beste ist. Und diese Gründe, die er anführt, sind starke und gewichtige Gründe. Mit dem Kaiser in Bürger's bekanntem Gedicht kann man davon sagen: „Sie lassen sich hören, und helfen, den leidigen Stolz zu bekehren".

Zum ersten: daß unsere Regierung nicht die billigste ist, sondern vielmehr eine der allerkostspieligsten der Welt, die im Vergleich zu ihren Leistungen dem Volke ganz unverantwortliche gelbliche Lasten auferlegt. Nirgends sonstwo in der ganzen Welt gibt es so viele bezahlte Gesetzgeber wie hier. Nirgends sonstwo wird so verschwenderisch umgegangen in der Bezahlung eines Heeres von untergeordneten Beamten und Angestellten, bei deren Anstellung und Besoldung weniger auf Befähigung für ihre dienstlichen Aufgaben gesehen wird, als auf andere Dinge. Millionen über Millionen werden alljährlich verwendet, nicht um den öffentlichen Dienst zu verbessern und das öffentliche Wohl zu fördern, sondern um der herrschenden Partei ein Heer politischer Söldner zur Gewinnung neuer Wahlen zu erhalten. Auf der anderen Seite wird, aus demagogischen Gründen, geknausert in der Bezahlung von höheren Stellen, welche Verwaltungstalent und fachmännische Befähigung ersten Ranges erheischen, und die nun, ebenfalls zum Schaden und zur Vertheuerung der Verwaltung, mit Leuten zweiten, oder noch häufiger mit Leuten dritten und vierten Ranges besetzt werden, weil die ersten Kräfte, die ersten Rechtsgelehrten, die ersten Ingenieure, die ersten Architekten u. s. w. sich in den Dienst der großen Korporationen und sonstiger Privatunternehmungen stellen, wo man sie besser bezahlt und wo ihre überlegene Fähigkeit nur zu oft dazu beiträgt, gemeingefährliche Sonderinteressen zum Nachtheil der Gesammtheit zu fördern und mächtiger zu machen. Nirgends sonstwo wird bei Bewilligungen für öffentliche Bauten mit gleichem Leichtsinn und gleicher Verschwendung verfahren. Nirgends sonstwo gibt es eine Armee oder Flotte, die — Mann für Mann, oder Schiff für Schiff gerechnet — so ungeheure Summen verschlingt.

Zum zweiten: daß unsere Regierung nicht die wirksamste ist. Im Gegentheil, sie ist eine der langsamsten, verwickeltsten, schwerfälligsten und in ihren Leistungen beschränktesten. Unsere Vertreter im Auslande — (hier spricht Hr. Reid aus seiner diplomatischen Erfahrung) — finden sich beständig gedemüthigt durch Hilfegesuche amerikanischer Bürger, die man drüben trotz ihres amerikanischen Passes, der ihr hiesiges Bürgerrecht erweist, in den bunten Rock steckt oder per Schub über die Grenze schafft, und denen nicht geholfen werden kann. Alle paar Jahre werden wir beschämt vor den Augen der Welt durch verbrecherische Angriffe mordlustigen Pöbels auf hier ansässige Italiener, Chinesen oder sonstige Ausländer, ohne daß die Bundesregierung, die dem Auslande gegenüber verantwortlich ist für den Schutz dieser Leute, sie zu schützen vermöchte oder auch nur im Stande wäre, die Verbrecher zur Strafe zu ziehen. Nicht minder beschämend erscheint Herrn Reid die traurige Hilflosigkeit gegenüber den Zuständen, die durch den langwierigen Kohlengräber-Ausstand geschaffen wurden, und deren Beendigung schließlich nur dem außergesetzlichen Einschreiten des Präsidenten zu danken war. Entweder wir hatten kein Gesetz, um die schuldige Partei zu fassen und die Rechte des Publikums zu wahren; oder, noch schlimmer, wir hatten die Gesetze und es fehlte der Muth oder der gute Wille, sie zur Anwendung zu bringen.

Und, zum Dritten: trotz ihrer Kostspieligkeit und trotz der Geringfügigkeit ihrer Leistungen ist unsere Regierung diejenige, die an die Masse ihrer Bürger die höchsten Anforderungen stellt. Soll die Regierungsmaschine hier gehörig im Gange bleiben, so wird von den Bürgern als Einzelnen wie als Gesammtheit ein größeres Maß von Gemeinsinn erfordert, mehr und sorgfältigere Nachforschung über eine Unmasse von Wahlkandidaten, mehr Zeitaufwand bei den nie zur Ruhe kommenden Wahlen örtlicher, staatlicher und nationaler Natur, mehr Achtsamkeit auf das Thun und Treiben der mannigfaltigen Amtsinhaber und Alles in Allem ein höherer Grad von politischer Reife und politischem Verständniß als irgendwo sonst. Politischer Niedergang ist unvermeidlich, sobald Gemeinsinn und Intelligenz und Wachsamkeit der Bürger eine Abnahme erfahren. Hat man doch erst kürzlich die Bezahlung ehrlicher Schulden mit unehrlichem Gelde dem Volke als politisches Heilmittel gepriesen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl unserer Staaten hat sich durch „Repudiation" öffentlicher Verbindlichkeiten des Betrugs an ihren Gläubigern schuldig gemacht und es hat vieljähriger Anstrengungen bedurft, den Schandfleck wieder auszuwischen. Die größte Stadt des Landes hat Jahre hindurch unter der schier unumschränkten Herrschaft eines gemeinen Diebes gestanden.

Es würde zu weit führen, auch auf denjenigen Theil der Reid'schen Rede näher einzugehen, worin der Redner dann preist, was zu preisen ist, und das Hohelied der „Triumphant Democracy" singt. Wenn wir unsere Regierungsform trotz alledem die beste nennen, und mit Recht und Ueberzeugung sie so nennen, so ist am Ende damit doch nur gesagt, daß sie die beste ist — f ü r u n s! Die beste für ein Volk wie das unsere, das in seinem an- und eingeborenen Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl eine andere nicht ertragen würde. Und das unter ihr gediehen und groß und glücklich geworden, weil seine Regierung trotz aller ihrer Fehler und Mängel den einen großen Vortheil hat, der alle Fehler überwiegt: daß sie der Freiheit des Einzelnen und der freien Bethätigung aller Kräfte den größtmöglichen Spielraum gewährt.

Aus Deutschlands Kolonien.

Ein Aufsehen erregender Prozeß in Dar-es-Salaam wird von deutschländischen Blättern besprochen. Wir lesen da u. A.: „Die Rechtsprechung ist auf dem fremden Boden noch in der Entwickelung begriffen, und die Uebertragung von Formen und Werthungen des heimischen Rechts hat sich nicht durchweg bewährt. Zur Zeit ist die Kolonie in heller Aufregung über das Schicksal eines Händlers T., der vom Bezirksgericht zu Tanga zu der schweren Strafe von sieben Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war, vom Obergericht zu Dar-es-Salaam aber nach Monaten furchtbarster seelischer Pein Mitte September auf Grund erwiesener Unschuld freigesprochen worden ist. Die Anklage hatte auf zweifachen Mordversuch und auf Nöthigung gelautet; das Gericht zu Tanga war auf die Aussagen einiger Farbiger hin zu seinem Verdikt gelangt. Der Gerichtshof hatte dem Zeugniß dieser Leute volles Gewicht beigemessen und in der Begründung des Erkenntnisses darauf verwiesen, daß sie zu den besten Elementen unter den Eingeborenen zu zählen seien.

Der Oberrichter hat sich nicht auf diesen Standpunkt zu stellen vermocht; er ist persönlich an den Ort der That, die Muba-Steppe an der Nordwestgrenze der Kolonie, gereist, und hat dort festgestellt, daß die inkriminirten Vorgänge sich unmöglich so, wie sie von den Schwarzen geschildert worden waren, abgespielt haben können. Er machte des weiteren die Entdeckung, daß der Schuß durch die Mütze des Hauptbelastungszeugen, eines Askari, von einem Geschoß anderen Kalibers als dem der Büchse des Angeklagten herrühre. Es war mehr als wahrscheinlich, daß der Zeuge in eigener Person auf seine Mütze geschossen hatte, um seine Angaben über den Kampf, der stattgefunden haben sollte, wahrscheinlich zu machen. Daraufhin erfolgte der Freispruch. In Dar-es-Salaam begrüßt man es nun mit besonderer Genugthuung, daß endlich einmal an einem schulmäßigen Beispiel dargethan worden sei, wie vorsichtig Europäer-belastende Aussagen von Farbigen aufzunehmen sind. Auch von den „besten Elementen" unter den Eingeborenen seien jederzeit die unglaublichsten Meineide zu erwarten, wenn sich ihnen Gelegenheit biete, einen Weißen ins Unglück zu bringen. Man fordert Rechtsprechung durch Männer, die gleich dem Oberrichter Land und Leute kennen und vor ihnen abgegebene Zeugenaussagen nicht nach europäischer Gepflogenheit beurtheilen. Es wird ferner die Möglichkeit eines Appells an das Reichsgericht zu Leipzig als wünschenswerth bezeichnet."

Eine neue Nordpol-Expedition.

Trotz der Mißerfolge, die bisher alle auf die Erreichung des Nordpols gerichteten Bestrebungen aufzuweisen haben und entgegen den wohlbegründeten Warnungen vor solchen Unternehmungen, wird abermals eine Expedition dieser Art geplant, die nach den Annahmen der zunächst Betheiligten ganz gewiß das Ziel erreichen wird. Ein kanadischer Schiffskapitän Jos. E. Bernier, von dem versichert wird, daß er mit den arktischen Verhältnissen wohl vertraut sei, will mit einem, ähnlich der „Fram" gebauten, aber gepanzerten Schiff in das Polarbecken eindringen und sich, wenn er einmal dort ist, lediglich den Bewegungen des Eises überlassen. Er ist überzeugt, auf diese Weise dem Pol bis auf 100 oder 150 engl. Meilen nahe zu kommen und zwar innerhalb eines Zeitraumes von drei Wintern und zwei Sommern. Das Schiff wird im Frühjahr 1903 von Vancouver auslaufen und seinen Weg durch die Behringstraße nehmen, nachdem in Port Clarence die erforderlichen Ziehhunde an Bord genommen sind. Dann gedenkt sich Kapitän Bernier nordwärts zu wenden, um etwa 150 Meilen nördlich von Point Barrow mit dem Schiff einzufrieren und mit dem Eise fortgeführt zu werden. Die Ausrüstung des Schiffes wird alle bisherigen Erfahrungen benutzen, Dampf und Elektrizität werden Kraft, Licht und Wärme liefern, und schließlich soll mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie eine Verbindung zwischen den 14 Mitgliedern der Expedition auf den nothwendigen Exkursionen hergestellt werden. Bernier glaubt sogar, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege mit Dawson-City in Alaska, ja, mit Hammerfest in Norwegen sich verständigen zu können.

Es ist möglich, daß der Marconi-Telegraph diese etwas ausschweifenden Hoffnungen verwirklicht, aber nach einer andern Richtung hin scheinen die Pläne Berniers doch ziemlich auf Luft gebaut zu sein. Er will nämlich überall, wo möglich, Proviantstationen errichten, was nicht ganz verständlich ist, wenn man erwägt, daß das Schiff lediglich Gefangener einer treibenden Eisscholle ist. Dieses Eisfeld aber stellt sich Bernier sehr groß vor; denn zuletzt, d. h. wenn man die höchste nördliche Breite erreicht hat, die überhaupt auf diesem Wege erreicht werden kann, soll ein Theil der Mannschaft das Schiff verlassen und mit besonders konstruirten Automobilen, die auch als Boote benutzt werden können, auf dem Eise bis an den Nordpol vordringen. Ueber die Möglichkeit, mit solchen Mitteln den Pol zu erreichen, steht wohl nur Leuten wie Nansen und Sverdrup ein maßgebendes Urtheil zu, auch ist die Grundlage des ganzen Planes, nämlich das passive Verbringen des Schiffes gegen den Pol mit Hilfe der im arktischen Becken herrschenden Strömung, eigentlich nur eine Wiederholung des Nansenschen Planes. Man kann annehmen, daß wenn Kapitän Bernier Point Barrow erreicht hat und er dann nördlich steuert, das Schiff bald vom Eise besetzt und mit diesem nordwestwärts getrieben wird; aber nach den Erfahrungen Nansens und der Drift der „Fram" ist es nicht wahrscheinlich, daß die Strömung das Schiff über den Pol führen wird, sondern zwischen diesem und Franz Joseph-Land, näher an Spitzbergen vorüber als an Grönland vorbei, vorausgesetzt immer, daß der Zufall, der im arktischen Meer eine so große Rolle spielt, günstig wird.

Die Bären von Bern.

Den Berner Bären, welche die Rechte einer juristischen Person genießen, ist bekanntlich von einem reichen Rentner eine bedeutende Summe hinterlassen worden. Ein Mitarbeiter des Journal des Debats knüpft hieran folgende Plauderei: Jene Bären haben gegenwärtig viel Verdruß. Im Gedanken an die Honigkuchen, die zuckersüßen Torten und tausend andere Annehmlichkeiten, die ihnen ihr Reichthum in Aussicht stellte, leckten sie sich schon vergnügt die Schnauze, und da beschuldigt sie das Kirchspiel von Porrentruy der Erbschleicherei zu seinem Nachtheil und dringt auf Nichtigkeitserklärung des Legats. Die Berner Bären, ihres Rechtes bewußt, werden auf die Klage eingehen und in der Person ihrer Vormünder und ihres Familienraths vor Gericht auftreten. Ich wünsche ihnen von Herzen, daß sie den Prozeß gewinnen. Diese friedlichen und sogar etwas tiefsinnigen Raubthiere sind ein gutes Beispiel für die republikanische Bürgerschaft. Sie wohnen harmlos in ihrem Zwinger. Die Stadt Bern gestattet ihnen nicht, Nachts durch die Straßen zu streifen und ungestraft unschuldige Bürger zu erwürgen. Zweifellos ist ihre Moralität größer als die der „Apaches", die Paris in Schrecken setzen. Schon früher, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, waren die Bären einmal Kapitalisten geworden. Eine mitleidige Seele hatte ihnen mehrere Millionen vermacht. Allerdings wäre es besser gewesen, ein Hospital damit zu gründen, aber sie waren nun einmal reich und wurden darob durchaus nicht eitel. Ihre Vormünder lebten in Saus und Braus, denn die armen Thiere sind auf immer unmündig. Ihre Aufseher schlugen sie mit goldknopfigen spanischen Rohren und tränkten sich mit den edelsten Weinen, so daß die Berner Bären den Bienen Virgils glichen: Sic vos non vobis.

Leider brachte die Revolution, die viele Dinge in Europa verdarb, dem Kanton und seinen vierfüßigen Pensionären den Untergang. General Brune schleppte ihre Millionen in seinen Munitionswagen von dannen. Die Bären ertrugen das Mißgeschick mit mehr Gleichmuth als ihre Vormünder. Die Wächter schlugen sie nur noch mit ganz gewöhnlichen Stöcken. Es gab einmal eine Zeit, wo die Bärengruben an die Mauern des Gefängnisses stießen. Die Thiere lebten wie Eremiten, jedes einsam in seiner Zelle. Nun kam einmal Nachts ein zum Tode Verurtheilter auf den Gedanken, die Mauer seiner Wohnung anzugreifen; die einzige wichtige Beschäftigung, die ein zum Tode Verurtheilter noch haben kann. Anfangs zu seiner nicht geringen Ueberraschung, dann zu seiner größten Freude hörte der Gefangene, daß von der anderen Seite sein Zerstörungswerk erwidert werde. War's ein Galgengenosse oder ein nächtlicher Archäologe? Der sonderbare Mitarbeiter hackte und stieß mit einer Gewalt und einem Eifer, daß die Sache ebenso beunruhigend wie günstig schien. Nie waren Gefängnißmauern in solch beängstigender und geräuschvoller Weise durchbrochen worden. Plötzlich stürzte ein Stück der Mauer ein, und unser Mann sah sich zu seinem Entsetzen Nase an Nase einem Bären gegenüber. Die beiden Persönlichkeiten begrüßten sich äußerst höflich, dann glitt der Mann flink durch die Tatzen des Bären, schwang sich über das Thürgitter und verschwand in die Berge, während der Bär sich auf das Strohlager des Gefangenen schlich, um in süßem Schlummer von der Jungfrau und dem Monte Rosa zu träumen. Morgens öffneten die Richter, die Sbirren, der Henker und der Anstaltsgeistliche die Zelle, aber beim Anblick des unerwarteten Gastes, der sie fauchend und brummend empfing, nahm die menschliche Gerechtigkeit Reißaus. Und gemessenen Schrittes folgte ihr der Bär. Man fand ihn, wie er gerade den gothischen Eingang der Kathedrale betrachtete, der Gefangene aber wurde nicht wiedergesehen. Vielleicht hat ein Nachkömmling des Entwichenen die Berner Bären von neuem zu Kapitalisten machen wollen. Ich würde an Stelle der Bären einen Vergleich mit den Pfarreingesessenen von Porrentruy vorziehen.

— Galant. — Junge Schöne: „In einer Stunde der Verzweiflung war ich nahe daran, mich umzubringen." — Herr: „Aber schließlich erkannten Sie doch Ihre Pflicht, der Welt die Sonne nicht zu rauben!"

Pariser Nachtherbergen.

Eine eigene Art von Bettlerherbergen, wie sie Paris früher nicht gekannt hat, ist jetzt nicht etwa in den bekannten Armenquartieren, sondern im Zentrum der Seinestadt entstanden. Es sind dies nicht Anstalten, welche die Kommunalverwaltung oder philanthropische Vereine in's Leben gerufen haben, sondern richtige, von Unternehmern geschaffene und auf Gewinn berechnete „Hotels", deren Einrichtung aber von einer geradezu barbarischen Einfachheit ist. In der Rue St. Denis, zwei Schritte von der Place Chatelet, wo das elegante Theater der Sarah Bernhardt steht, sieht man ein fünfstöckiges Haus, welches nach seinem Besitzer „Maison Fredin" heißt und das sich gegen 10 Uhr Abends vom Boden bis in die Keller hinab mit einer zahllosen Menge Unterkunftsbedürftiger füllt. Für zwanzig Centimes erhält man eine warme Suppe und das Recht, die Nacht zu verbringen — wo und wie man eben kann. Das ganze Möblement besteht in riesigen, dicht nebeneinander gestellten und nur durch Bänke getrennten Tischen. Hier sitzen nun die Gäste des Herrn Fredin Mann an Mann; sie legen die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme und versuchen so zu schlafen. Wenn man in einen der Säle eintritt, so sieht man nichts als gebeugte Nacken.

Selbst in dieser unbequemen Stellung jedoch sind die Schlafenden ihrer Ruhe nicht sicher. Die Mitte des Tisches ist nämlich ebenfalls von einer Menschenreihe eingenommen: Diese bevorzugten Plätze gehören den früh Ankommenden. Bei jeder Bewegung der Glücklichen, die sich ausstrecken dürfen, kommen ihre Füße auf die Köpfe der übrigen Schläfer zu liegen. Geradezu furchtbar aber ist der Anblick der Kellerräume, mit denen die spät Kommenden vorlieb nehmen müssen. Dort giebt es überhaupt keine Möbel, die Schläfer sitzen auf der Erde, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, oder liegen zusammengerollt wie Klumpen da.

Etwas besser [illegible] es in dem Frauenasyl aus, welches in der Rue de Crimee von barmherzigen Schwestern gehalten wird. Hier sind Betten vorhanden, ja neben jedem Bett steht eine Wiege für kleine Kinder, welche manche der armen Frauen mitbringen. Das Frauenasyl beherbergte im letzten Jahr nur 34 Frauen, die keinen Beruf angeben konnten, hingegen 1090 Tagelöhnerinnen, 383 Arbeiterinnen verschiedener Art, 748 Dienstboten, 164 Wäscherinnen, 26 umziehende Verkäuferinnen, 11 Lehrerinnen und 4 Schauspielerinnen.

Verdächtige russische Liebenswürdigkeit.

Ueber seltsame Vorgänge im Kieler Hafen wird der „Schleswig-Holsteinschen Volksztg." aus Marinekreisen berichtet: Man hat im Kieler Hafen noch in keinem Jahre soviel russische Kriegsschiffe gesehen wie in diesem Sommer und Herbste. Alle Augenblicke kommen und gehen russische Panzer- und Schulschiffe, und die Offiziere an Bord dieser Schiffe zeichnen sich durch eine auffällige Wißbegierde aus. Alles wird photographirt, jeder Uferstrich, jede Befestigung, jedes deutsche Kriegsschiff, jedes sichtbare Stück der Kieler Werft. Keine Uebung der deutschen Marine kann stattfinden, ohne daß sich ein Boot der uns Beobachtenden in der nächsten Nähe aufhält. Wenn eine wichtige Marine-Uebung bevorsteht, kann man sicher sein, daß kurz bevor die Sperre eintritt, eines oder mehrere russische Schiffe durch das Gebiet der Sperre fahren, um zu erspähen, was zu erspähen ist. Das Alles geschah so planmäßig, daß es der deutschen Marinebehörde auffallen mußte. Um den russischen Kameraden einen Wink mit dem Zaunpfahle zu geben, schickte man Boote an die russischen Fahrzeuge heran und photographirte auch. Die Russen ließen sich das ruhig gefallen. Außer einer neuen Torpedoarmirung gab es bei ihnen nichts zu sehen, und bisher galt für ihre gründliche Auskundschaftung des Kieler Hafens und der deutschen Marine gern preis. In den leitenden Kreisen unserer Marine weiß man thatsächlich nicht, wie man sich, ohne schroff zu werden, der Liebenswürdigkeiten der freundnachbarlichen Besucher erwehren soll.

— Bei der Felddienstübung.—„Wenn der Feind jetzt plötzlich am Waldesrand auftauchte, was thäten Sie da, Huber?" — „Da thät' ich erschrecken, Herr Unteroffizier!"

Todes-Anzeige.

Allen Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß

Karl Krull

am Samstag, den 8. Nov., um 1 Uhr, im Alter von 62 Jahren, 7 Monaten und 24 Tagen selig im Herrn entschlafen ist. Das Begräbniß findet statt am Dienstag, um halb 1 Uhr, vom Trauerhause, 170 Orchard Str., nach der St. Jacobi-Kirche, dann nach dem Concordia Kirchhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Wilhelmine Krull, Gattin.
Fritz, Hermann, Otto, Albert, Söhne.
Minnie Dachel, Auguste Braun, Emilie Granz, Anna Roth, Marie Krull, Töchter, nebst Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein vielgeliebter Gatte und unser lieber Vater

Peter Frey

am Sonntag, den 9. November, im Alter von 54 Jahren und 5 Monaten sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, den 12. November, Nachm. 1 Uhr, vom Trauerhause, 796 W. Chicago Ave., nach dem Forest Home Friedhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Emma Frey, Gattin.
John Frey, Minnie Geidel, Kinder.
Konrad und Arnold Frey, Minnie Nolan, Maggie Creedon, Geschwister, nebst Verwandten. modi

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein geliebter Gatte und unser lieber Vater

Jacob Ott

im Alter von 61 Jahren nach kurzem schweren Leiden, und wohlversehen mit den hl. Sterbesakramenten im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 11. November, um halb neun Uhr, vom Trauerhause, 465 Larrabee Str., nach der St. Michaels-Kirche und von da nach dem St. Bonifazius Gottesacker. Um stilles Beileid bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Agnes Ott geb. Dieden, Gattin.
Hochw. Jacob G. Ott, Sohn.
Anna Maria Ott, Tochter.
Bitte keine Blumen.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Mutter u. Großmutter

Catharina Holt geb. Leich

im Alter von 63 Jahren sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, den 12. November, vom Trauerhause, 2528 Emerald Ave., Nachm. 1 Uhr, nach Waldheim Friedhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Mrs. Anna Marzi, Carrie, Millie und Fred Holt, Kinder.
Olive und Irene Marzi, Enkelinnen.

Danksagung.

Allen Freunden und Verwandten, die sich so zahlreich am Begräbniß unserer theuren Mutter

Henriette Prahl

betheiligt haben, und für die schönen Blumenspenden und trostreichen Worte des Herrn Pastor Schmidt am Sarge und am Grabe unserer unvergeßlichen Mutter, sprechen wir hiermit unseren innigsten Dank aus.

Ida, Gustav, Theodor Prahl, Kinder.
Joseph Tirnberger, Schwiegersohn, nebst Enkeln.

Todes-Anzeige.

Bella Donna Loge Nr. 14.

Allen Beamten und Mitgliedern die traurige Nachricht, daß unser Bruder

Peter Frey

am Sonntag, den 9. November, gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Mittwoch, den 12. November, 1 Uhr Nachm., vom Trauerhause, 796 W. Chicago Ave.

Katharina Mergen, Präs.
Andr. Rautenberg, Sekr.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere liebe Mutter

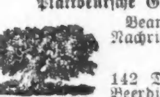
Dorothea Derichs

am 8. Nov. 1902 im Alter von 79 Jahren, 9 Monaten und 3 Wochen gestorben ist. Beerdigung findet statt am Dienstag, den 11. November 1902, vom Trauerhause, 820 Hoddon Str., nach dem Concordia Friedhof. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Karoline, Andreas u. Henry Burhop, Kinder.

Todes-Anzeige.

Plattdeutsche Gilde, Wachtel Nr. 13.



Beamten und Mitgliedern zur Nachricht, daß Bruder

William Behm,

142 Dayton Str., gestorben ist. Beerdigung am 12. Nov., Vorm. 10 Uhr, nach Eden Friedhof.

L. Pagels, Meister.
H. Luchs, Schreiber.

Gestorben: Am 9. November starb Frau Anna Hartung geb. Lang, 53 Jahre, 4 Monate und 7 Tage alt, Gattin des verstorbenen Theodor Hartung, geliebte Mutter von Theodor, Georg, Charles, Minnie, Alice, Henry und Louis. Begräbniß am Mittwoch, den 12. November, um 1 Uhr Nachm., vom Trauerhause, 574 Sedgwick Str., per Kutschen nach Waldheim.

Gestorben: Mary C. Smith, geb. Behrens, geliebte Gattin des verstorbenen Chas. Smith, Mutter von William, Minnie, Caroline, Bertha, Mary, Emma, im Alter von 61 Jahren und 2 Monaten. Beerdigung Mittwoch, um 1 Uhr Nachm., vom Trauerhause, 1019 Milwaukee Ave., nach Waldheim. modi

Danksagung.

Allen Bekannten und Freunden, die sich so zahlreich bei dem Begräbniß meines lieben Gatten und unseres Vaters

Capt. Otto T. B. Brolund

betheiligt haben, sowie den Gebern der schönen Blumenspenden sagen wir hiermit unseren herzlichsten Dank.

Familie Brolund.

Lokalbericht.

Sonntagsruhe.

Befürworter derselben machen auf der Nordseite Lärm.

Eisenbahnstreik droht.

Vom Konvent der American Federation of Labor. — Wird am Donnerstag in New Orleans eröffnet. — Fragen, die ihn beschäftigen werden.

Handlungsgehilfen haben gestern Vormittag auf der Nordseite eine Anzahl von Kundgebungen gegen Inhaber von Ladengeschäften veranstaltet, welche sich nicht dazu verstehen wollen, ihre Geschäftsplätze am Sonntag geschlossen zu halten. Vor der Fischhandlung Nr. 220 N. Clark Str. kam es in dieser Verbindung zu einem förmlichen Aufruhr, doch gelang es der Polizei, die Tumultuanten auseinanderzutreiben, ohne zu diesem Zwecke gar zu gewaltsam einschreiten zu müssen. — Auch auf sonntägliche Schließung der Barbierstuben wird hingearbeitet, doch versuchen die für diese Maßnahme eintretenden Barbierstuben-Besitzer und die Barbier-Union vorläufig noch, ihr Ziel auf dem Wege friedlicher Ueberredung zu erreichen.

Die von den Weichenstellern auf den hiesigen Rangirhöfen der verschiedenen Eisenbahn-Gesellschaften über die Lohnfrage vorgenommene Abstimmung ist, wie es heißt, fast einhellig dahin ausgefallen, daß der von den Eisenbahn-Gesellschaften vorgenommene Kompromiß-Vorschlag nicht angenommen, sondern nöthigenfalls radikale Maßregeln zur Erlangung einer höheren Zulage ergriffen werden sollen. Heute Abend findet eine Konferenz bevollmächtigter Delegaten der 8000 Weichensteller statt, und morgen werden die Beamten des Verbands von Neuem mit den Betriebsleitern der Bahnen Rücksprache nehmen. Man glaubt vorderhand noch nicht, daß es zu einem Streik kommen werde. Sollte ein solcher doch beschlossen werden, so würde er wahrscheinlich am Abend des 26. November beginnen. Bis dahin hat nämlich die Vereinbarung Giltigkeit, durch welche die gegenwärtigen Lohnsätze der Weichensteller festgesetzt worden ist.

Die Lokomotivheizer der Rock Island-Bahn haben es bei deren Betriebsleitung durchgesetzt, daß der größere Theil der Putzarbeit an den Lokomotiven künftig von eigens dazu angestellten Leuten in den Maschinenschuppen besorgt werden wird.

Der von der Gummiarbeiter-Union gegen den Gummi-Trust begonnene Kampf, welcher mit dem Streik bei Morgan & Wright angefangen hat, wird jetzt auch auf andere hiesige Betriebe des Trusts ausgedehnt und soll so bald wie möglich auch nach auswärts getragen werden.

Sekretär Rosenburg vom Arbeiterrath in San Franzisko ist nach Chicago gekommen, um die Chicagoer Lederarbeiter zu einem Boykott gegen das Leder der Gerbereien an der Pacific-Küste aufzufordern, deren Arbeiter sich am Streik befinden.

Die Chicagoer Delegaten zum Konvent der „American Federation of Labor“ — darunter zahlreiche Vertreter von weitverzweigten nationalen und internationalen Verbänden — reisen heute nach New Orleans ab, wo der besagte Konvent am Donnerstag eröffnet werden wird. Unter den Streitfragen zwischen verschiedenen Gewerkverbänden, deren Entscheidung vom Konvent verlangt werden wird, befinden sich viele, die Chicagoer Arbeiter berühren. Die wichtigsten Fälle sind die folgenden: „Bruderschaft der Zimmerleute gegen die Vereinigung der Holzbearbeiter“; „National Teamsters' Union“ gegen „Team Drivers' International Union“; „Marine Cooks' Association“ gegen „Seamen's International Union“; „United Metal Workers' International Union“ gegen „Architectural Iron Workers'“; „Bruderschaft der Bauschreiner“ gegen „Bruderschaft der Stubenmaler und Dekorateure“; „Vereinigte Brauerarbeiter“ gegen „Heizer und Maschinisten stationärer Maschinen“; „Special Order Clothing Makers'“ gegen „United Garment Workers'“; „Werftarbeiter“ gegen „Frachtverlader“; „Amalgamated Society of Engineers'“ gegen „Maschinenbauer, Gießer, Modellbauer und Grobschmiede“; Einrichter elektrischer Leitungen“ gegen „Leitungsröhren-Einrichter und Bleiarbeiter“; „Bruderschaft der Bauschreiner“ gegen „Bauschmiede“; „Einrichter elektrischer Leitungen“ gegen „Bauschreiner“; „Leitungsröhren-Einrichter und Bleiarbeiter“ gegen „Einrichter von Dampfheizungs-Anlagen“.

Wichtige Fragen, welche den Konvent beschäftigen werden, sind unter Anderem: „Altersversorgung und Unfallsversicherung“; „Haltung des Nationalen Fabrikantenbundes gegen die Gewerkvereine und in Bezug auf den achtstündigen Arbeitstag“, „Kinderarbeit im Süden“.

Der „American Federation of Labor“ gehören zur Zeit 1907 Arbeiter-Organisationen an, darunter 96 nationale und internationale Verbände, 406 lokale Zentralkörperschaften und 1378 Lokal-Unionen. Die Mitgliederzahl dieser Verbände wird insgesammt auf 2,000,000 veranschlagt.

Gompers wird als Kandidat für Wiedererwählung zu dem Amte auftreten, das er nun schon seit fünfzehn Jahren bekleidet. Die Opposition gegen ihn mag sich auf John Mitchell, den Präsidenten des Grubenarbeiter-Verbandes, vereinigen, falls dieser bewogen werden kann, die Kandidatur anzunehmen.

Die Union der Bauklempner hat beschlossen, im kommenden Frühjahr für ihre Mitglieder die Erhöhung des Stundenlohnes von 40 auf 50 Cents zu verlangen.

Gewerkschafts-Versammlungen sind auf heute, Montag, Abend anberaumt wie folgt:

„Bottlers' Protective Union“ — 198 Madison Str.

Färber und Reiniger — 55 N. Clark Straße.

Schweineschlächter — 3419 Halsted Straße.

Barbiere — 106 Randolph Str.

„Plumbers“ — 88 Franklin Str.

Schuhmacher, Nr. 94 — 75 Randolph Str.

Dampfheizungs-Einrichter, Juniors — 198 Madison Str.

Heizer stationärer Dampfkessel — 132 Fifth Ave.

Baugewerkschaften, Rath der Geschäftsagenten — 124 Clark Str.

Holzbearbeiter, Nr. 7 — 104 Randolph Str.

Vermißt.

Edward F. Parmalee, ein Student der Medizin an der Northwestern-Universität, wurde gestern der hiesigen Polizei als vermißt gemeldet. Er ist verheirathet, stammt aus Ohio und hat seit September in Chicago logirt. Sein Vater traf hier zum Besuch ein und erfuhr, daß sein Sohn seit Donnerstag nicht gesehen worden ist. Der Vermißte hat auf dem linken Arm den Namen „Annie“ tätowirt. Er ist bartlos, hat rothblondes Haar und blaue Augen. Man vermuthet, daß er sich in einer Heilanstalt befindet.

Die Polizei wurde ferner ersucht, nach dem Verbleib des zwölfjährigen Harry Mahoney, Nr. 4933 Juliana Ave., der spurlos verschwunden ist, zu forschen.

Ozark-Garten.

Die Extrafestlichkeit, welche in diesem beliebten Vergnügungslokale gestern als Nachfeier des deutschen Karnevals abgehalten wurde, war von köstlichem Humor erfüllt und brachte den zahlreichen Besuchern frohe und vergnügte Stunden. Hr. Gust. Dieckmann, der Wirth des Ozark-Etablissements, ist ein Kölner, der sich den echten Sinn für Karnevalsgebräuche bewahrt hat. Die dort gebotene Gelegenheit, in feucht-fröhlichen Erinnerungen an Kölner Karnevalsfeste zu schwelgen, wurde denn auch von Vielen seiner Landsleute ausgenutzt. Heute, und jeden Abend dieser Woche genußreiche Konzerte.

Schreckensherrschaft.

Detektive Wm. Rohan wurde von Frank Murphy niedergeschossen.

Der Thäter in Haft.

Räuber, welche James Walsh überfallen hatten, wurden von zwei Damen zur Flucht genöthigt.—Im Schatten der Bezirkswache beraubt.

Detektive Wm. Rohan, Sohn des Leutnant Andrew Rohan von der Hauptwache, wurde gestern früh vier Uhr im Kampfe mit vier verdächtigen Gesellen, an Indiana und Clark Str., niedergeschossen und schwer verwundet. Der Thäter, ein gewisser Frank Murphy, wurde kurze Zeit darauf verhaftet und von Rohan als sein Angreifer bezeichnet.

Rohan sah, wie die vier Männer eine an La Salle Straße, zwischen Erie und Ontario Str. gelegene, Gasse betraten. Da er in zweien der Leute berüchtigte Gauner erkannte, nahm er ihre Verfolgung auf. An Clark Straße, nahe Indiana Straße, trat er, den Revolver in der Hand, vor die Leute hin und fragte: „Wohin geht Ihr?“

Der ihm zunächst stehende Mann schob ihm, statt zu antworten, einen Revolver ins Gesicht und gab Feuer. Rohan taumelte, fiel aber nicht um. Die vier Kerle liefen, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, die Indiana Straße in östlicher Richtung entlang. Rohan, obgleich schwer verwundet und vom Aufblitzen des Pulvers, welches sein Gesicht versengt hatte, geblendet, eilte, ab und zu schießend, hinter ihnen her, bis er, vom Blutverlust erschöpft, zusammenbrach.

Das Geknalle hatte die Aufmerksamkeit von Rohans Kollegen Nicholas Berwick erregt, der sich zur Zeit in der an jener Ecke gelegenen Apotheke von Stolz und Grady befand. Er eilte auf die Straße und sah, wie Rohan zusammenbrach. Letzterer rief ihm zu: „Da laufen sie. Einer von ihnen hat mich geschossen.“ Berwick folgte mit den Augen der ihm von dem Verwundeten mit dem Finger angegebenen Richtung. Er sah die Ausreißer und stürmte, dann und wann schießend, hinterdrein. Einer der Banditen erwiderte das Feuer und das Scharmützel währte etwa fünf Minuten, bis der Verbrecher gezwungen war, seine Waffe neu zu laden. Berwick rückte ihm inzwischen mit Todesverachtung so nahe auf den Leib, daß der Bandit sich bemüßigt sah, in einer Aushöhlung unter dem Bürgersteig Schutz zu suchen.

Inzwischen waren Sergeant Sullivan und Polizist Cloos von der Bezirkswache an Ost Chicago Ave. auf der Bildfläche erschienen. Der Bandit wurde umzingelt und aufgefordert, sich zu ergeben. Als er keine Miene machte, der Aufforderung Folge zu leisten, sprang ihm plötzlich Berwick an die Kehle, setzte ihm seinen Revolver an die Stirn und zwang ihn, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Häftling entpuppte sich als Murphy. Er wurde von Rohan als derjenige erkannt, der ihn geschossen hatte und später theilweise als der Mann identifizirt, der Benjamin Maroviglia in dessen Wirthschaft, Nr. 724 W. Harrison Straße, in räuberischer Absicht überfiel und sich am Dienstag früh an der Ermordung des Grundeigenthümers Charles E. Bohlens betheiligte.

Eine Stunde später wurde William, alias „Stubby“ Loftus, einer von Murphys Kumpanen, von den Detektives Matthews, Mullin, Lyons und Abbey verhaftet. Ihre beiden Spießgesellen waren Wm. Cahill und Michael Walch. Sie wußten sich bislang ihrer Verhaftung zu entziehen. Sämmtliche vier Kerle sind angeblich der Polizei wohlbekannte Verbrecher.

Loftus hatte sich mit dem Muthe der Verzweiflung seiner Verhaftung widersetzt und eine Anzahl Schüsse auf die Beamten abgefeuert, ehe es gelang, ihn zu überwältigen und zu entwaffnen.

Rohan fand Aufnahme im Passavant-Hospital. Die aus einem Revolver, Kaliber 38, abgefeuerte Kugel durchbohrte die rechte Wange, traf einen Zahn und setzte sich hinter der Nase in dem oberen Gaumen fest. Die Aerzte sind der Ansicht, daß der Patient genesen, aber Zeitlebens entstellt bleiben wird. Rohan ist 26 Jahre alt, verheirathet und wohnt Nr. 161 Osgood Straße. Er ist seit zwei Jahren ein Mitglied der städtischen Polizei.

James Walsh, der früher hier an Polk und May Straße als Kohlenhändler etablirt war, sich aber vom Geschäft zurückgezogen hat und jetzt in Sycamore, Ill., wohnt, wurde gestern Morgen, kurz nachdem er die Hl. Familie-Kirche an May und 12. Str., verlassen hatte, von drei Banditen überfallen und niedergeschlagen. Die Raubgesellen zerrten ihn hoch, stellten ihn auf die Beine und erleichterten ihn um $100 und eine goldene Uhr, ein altes Familienerbstück. Walsh hatte sich inzwischen etwas erholt. Er riß sich von seinen Angreifern los und hieb auf sie ein. Alle Drei aber fielen über ihn her und mißhandelten ihn unbarmherzig, als plötzlich zwei Damen des Weges kamen. Diese hatten die Situation sofort richtig erfaßt. Sie zogen ihre Hutnadeln und stürmten, sie drohend schwingend, auf die Raubgesellen ein, welche auch das Feld räumten und entkamen. Die heldenmüthigen Damen hatten sich geräuschlos verkrümelt, ehe Walsh ihnen danken konnte.

Im Schatten der Bezirkswache an Harrison Str., wurde gestern der Handlungsreisende Oliver Bolger von drei bis an die Zähne bewaffneten Banditen überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr niedergeschlagen, in eine Gasse gezerrt und um Kleidungsstücke und Schmucksachen im Werthe von $150 beraubt. Seine Angreifer bewerkstelligten unbehelligt ihre Flucht.

Der Arbeiter John Kelley, Nr. 433 State Str., wurde von drei Kerlen, die Gesichtsmasken trugen, überfallen und um $10 beraubt.

A. W. Johnson von Milwaukee, Wis., wurde gestern an Peck Court und State Straße von Wegelagerern überfallen und um seine Uhr nebst Kette erleichtert.

Sam. Wills von Springville, Wis., fiel an Van Buren und Market Str. unter die Räuber, welche ihn um seinen Zeitmesser beraubten.

C. E. Woodruff von St. Louis, wurde auf dem Polk Str.-Bahnhof um seine Reisetasche bestohlen, welche Kleidungsstücke im Werthe von $50 enthielt.

Ungebetene Gäste drangen gestern in das von Wm. Fleming bewohnte Zimmer im Gebäude Nr. 1308 Wabash Ave. und stahlen Kleidungsstücke im Werthe von $68.

Auf allgemeine Verdachtsgründe hin wurden gestern von der Polizei der Westseite etwa 30 Männer verhaftet. Einer der Häftlinge, Namens John Manning, wurde von Frank Troy, Nr. 2257 W. 14. Str., als einer der Räuber bezeichnet, die ihn am Freitag früh an 43. Ave., nahe Harrison Str., überfallen, brutal mißhandelt und um $19, sowie seine goldene Uhr beraubt hatten.

Frau Mary Born von San Franzisko, wurde vor dem Grand Central-Bahnhof von Räubern überfallen und um ihre Reisetasche erleichtert, welche Kleider und Schmucksachen im Werthe von $25 enthielt.

Einbrecher drangen gestern Abend in die Wohnung von Albert Friedly, Nr. 487 W. Congreß Str., und erbeuteten Schmucksachen im Werthe von $100.

In der Wohnung von Frl. Kate Walsh, Nr. 24 Peoria Str., gerieth gestern Joseph Yack mit dem Schankwirth Patrick Savage in Streitigkeiten, in deren Verlaufe sein Gegner zwei Schüsse auf ihn abfeuerte. Yack wurde in die linke Hand und die linke Schulter getroffen. Er wurde, nachdem seine Wunden verbunden worden waren, verhaftet; desgleichen Savage und Frl. Walsh.

Im Verlaufe eines Streites in einer Wirthschaft im Gebäude Nr. 615 Holt Ave., erlitt der 29jährige Felix Kugawa, Nr. 49 Ingraham Str., vier Messerstiche. Als der Thäterschaft verdächtig befinden sich Winston Murowski und Frank Murowstic in Haft. Kugawa fand Aufnahme im St. Marien-Hospital.

Die Bezirkswache an Deering Str. wurde gestern Abend mittels Fernsprechers in Kenntniß gesetzt, daß Michael Devaney, an Archer Ave. und Bonfield Str. wohnhaft, seine Frau ermordet habe. Es wurden sofort eine Anzahl Polizisten unter dem Befehl des Sergeanten Quinlan nach dem Thatorte entsandt. Sie hatten Auftrag, Devaney niederzuschießen, falls er Miene machen sollte, sich zu widersetzen, da er vor sechs Monaten den Polizisten J. P. Nolan, der ihn verhaften wollte, geschossen und schwer verwundet hatte. Als die Polizisten heranrückten, gab Devaney, mit einer Axt bewaffnet, Fersengeld. Er wurde verfolgt und in die Enge getrieben. Sergeant Quinlan rief ihm zu: „Devaney! Der Polizist, den Sie vor sechs Monaten schossen, starb nicht. Daß es nicht geschah, ist aber nicht Ihr Verdienst. Falls Sie nicht die Axt niederlegen, ehe ich fünf gezählt habe, so wird auf Sie von sämmtlichen Polizisten Feuer eröffnet werden!“ Er begann dann zu zählen. Er kam bis drei, als Devaney die Axt fortwarf und die Hände gen Himmel streckte. Im Handumdrehen wurde er verhaftet und eingekäfigt. Frau Devaney lag blutüberströmt und bewußtlos auf dem Fußboden in ihrer Wohnung. Als sie zu sich kam, gab sie an, daß ihr Mann ihr mit der Axt mehrere Hiebe auf den Kopf versetzt und ihr den Mittelfinger der rechten Hand abgeschlagen habe. Sie fand Aufnahme im County-Hospital, wo ihr Zustand als besorgnißerregend bezeichnet wurde.

Deutsches Theater.

„Der fremde Herr“, Komödie in drei Akten, von Olga Wohlbrueck.

Ein Schriftsteller, der zugleich für einen großen Menschenkenner gilt, hat die Behauptung aufgestellt, man dürfe, um Frauencharaktere richtig zu schildern, nicht die Konsequenz zu einem Theil derselben machen, denn Konsequenz sei dem Weibe fremd. Sofern diese Behauptung dem Sachverhalte entspricht, hat Olga Wohlbrueck, die Verfasserin des gestern in Powers' Theater zur Aufführung gebrachten Stückes „Der fremde Herr“, mit diesem den Beweis erbracht, daß sie sich betreffs ihrer Mitschwestern in Eva auskennt.

Die Verfasserin führt uns in Frau Claire Larsen, geb. Möve, ein junges Weib von künstlerischen Anlagen und Neigungen vor, das aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen ist. Unter großen Opfern hat es die Wittwe Möve ermöglicht, der Tochter eine höhere musikalische Ausbildung zutheil werden zu lassen. Claire ist dann auch zu einer tüchtigen Pianistin geworden, aber materiellen Erfolg hat sie in ihrem Berufe nicht gefunden. Schmalhans war und blieb Küchenmeister bei Mutter und Tochter, blieb es erst recht, nachdem Claire eine Liebesheirath mit dem reichbegabten, aber durchaus „unpraktischen“ Musiker Hermann Schott eingegangen war. Zu der Noth, die bei dem jungen Paar ständig zu Gaste war, gesellten sich, auf Seiten der Frau, die Unzufriedenheit und auf Seiten des Mannes die eifersüchtige Angst, Claire könnte ihm abwendig gemacht werden von Einem, der ihr von den Gütern dieser Welt mehr zu bieten vermöchte, als er. Und solch' Einer kam. Der reiche Rentner Larson begann sich für die junge Frau zu interessiren; von Mutter Möve unterstützt, gelingt es ihm, das junge Paar zu trennen. Claire, gegen welche Schott in einem Anfalle eifersüchtiger Wuth thätlich geworden ist, läßt sich von ihm scheiden und wird die Gattin des reichen Mannes, der sie nun mit allem Luxus überschüttet, wonach sie von jeher so heißes Verlangen getragen. Inmitten des Reichthums fühlt Claire sich aber dennoch nicht glücklich. Larsen ist ein Genußmensch wie sie, nur stehen als preiswürdigste Dinge Speise und Trank bei ihm obenan, und das findet die zarter organisirte Claire unschön, ja abstoßend — ihr gelten Diamanten und schöne Kleider mehr als gutes Essen und Trinken. Zudem: Larsen als Liebhaber kann den Vergleich mit dem heißblütigen Schott nicht aushalten, und so sehnt Claire sich wieder zu dem feurigen Musiker zurück.

Claires Base Annie lebt, „in wilder Ehe“, mit dem Literaten und begeisterten Frauenrechtler Dr. Max Enk. Die Beiden schwimmen nicht im Ueberfluß, müssen sich vielmehr recht tüchtig plagen um ihr täglich Brot, aber sie sind glücklich, denn sie haben einander von Herzen lieb und als weitere Bänder zur Befestigung ihrer Beziehungen dienen ein paar nette Kinderchen, die dem Verhältnisse entsprossen sind. Nur einen Wunsch hegt Annie, den Max ihr wohl erfüllen könnte, den er ihr aber „aus Prinzip“ nicht erfüllen mag. Er ist ein abgesagter Feind der gesetzlichen Ehe, welche nach seiner Theorie die Frau versklavt. Nach und nach indessen gerathen die „Prinzipien“ des guten Mannes in's Wanken, obschon Annie ihm mit ihrem Wunsche keineswegs beständig in den Ohren liegt. Zu ihrem 27. Geburtstage überrascht er sie mit dem „Gang zum Standesamt“. Als das vergnügte Ehepaar in seine Wohnung zurückkehrt, findet es dort die Larsens und Mutter Möve vor. Frl. Arndt aus der oberen Etage hat die Wohnung festlich geschmückt und die Hochzeitstafel gedeckt, Larsen, von der Bedeutung des Tages unterrichtet, hat ein Uebriges gethan, auch Schott, der bei der Wittwe Arndt als Zimmerherr wohnt und bei seinem Freunde Enk täglicher Hausgast ist, hat für die Feier eine Flasche Wein gestiftet. Ihm, der garnicht weiß, daß die Larsens von ihrer Hochzeitsreise zurück sind, gilt eigentlich der Besuch von Claire Larsen. — Um ein Zusammentreffen der Larsens mit Schott zu verhüten, veranlaßt Dr. Enk Fräulein Arndt auf dem Hausflur Posto zu fassen, um Schott, falls derselbe sich einstellen sollte, fern zu halten. Aber der Musikus hat sich, um den Freunden zu Ehren aus seiner gewöhnlichen Mißstimmung herauszukommen, einen bedeutenden Schwips angetrunken. Er hört nicht auf die Warnerin, bringt in das Zimmer ein und steht nun, keines Wortes mächtig, überrascht und bestürzt seiner ehemaligen Gattin gegenüber. — „Ich komme zu Dir,“ raunt Claire ihm zu, ehe sie am Arme des empörten Larsen die Wohnung verläßt.

Am nächsten Tage, um 4 Uhr Nachmittags, kommt Claire zu Schott. Dieser weiß anfänglich nicht, wie er sich verhalten, welchen Empfang er der Frau Larsen bereiten soll. Aus den Worten Claires, aus den Liebkosungen, mit denen diese ihn überschüttet, glaubt er indessen folgen zu dürfen, daß diese zu ihm zurückkehren will. Nun ist er im Himmel, und vielleicht glaubt Claire im Augenblicke auch, daß sie bereit sei, das alte Leben an der Seite Schotts wieder aufzunehmen. Da klopft es plötzlich, und als Schott nach einigem Zögern die Thür öffnet, tritt Larsen ein. Dieser ist einigermaßen überrascht, als er seine Frau in der Wohnung des „fremden Herren“ erblickt, denn er hatte durchaus nicht erwartet, sie dort zu treffen. Er faßt sich indessen rasch und kommt zu dem geschäftlichen Vorschlag, den er Schott zu machen hat. Dieser möge den Preis bestimmen, den er für sein Fortgehen aus der Stadt verlange. Schott weist das Kaufangebot stolz zurück; Claire, sagt er, werde fortan bei ihm bleiben. — „Auch gut“, sagt Larsen, glaubt aber nicht an seine Niederlage, sondern gibt Claire Zeit zum Nachdenken. Er werde die vier Treppen bis zur Straße langsam, sehr langsam hinuntergehen, sagt er; wenn sie ihn auf der untersten Stufe einhole, werde Alles beim Alten bleiben und von dem soeben Geschehenen solle zwischen ihnen nie wieder die Rede sein. — Claire hat ihn eingeholt; als sie Schott damit zu trösten versucht hat, daß sie ja „jeweils“ wieder zu ihm kommen würde, hat er sie hinausgeworfen. — In dem dunkel gewordenen Zimmer ist Schott mit seiner Enttäuschung zurückgeblieben. Kummervoll, den Kopf in die Arme vergraben, sitzt er vor dem Klavier. Da öffnet sich die Thür, mit der brennenden Lampe in der Hand tritt Johanna Arndt in das Zimmer, das talentlose Mädchen, das kochen und backen und Strümpfe stopfen kann und das an dem Zimmerherrn der Mutter schon seit Langem mit der ganzen demüthigen Liebe hängt, die ihr warmes Herz in reicher Fülle birgt.

Konsequent ist, wie man sieht, weder Claire, noch die starkgeistige und in vielen Stücken emanzipirte Annie, welch' Letztgenannte nicht mit dem Glück an sich zufrieden ist, sondern erst froh wird, als es auch standesamtlich besiegelt ist, obgleich sie sich sattsam zu überzeugen Gelegenheit hat, wie wenig ein solches Siegel als Glücksgewähr zu betrachten ist.

Die einzelnen Partieen des Stückes lagen in den allerbesten Händen. Frl. Illing-Merzbach als Claire, Frl. Steimann als Annie, Frl. Beringer als Mutter Möve, Frl. Ganella als Johanna Arndt und Frau Richard als die Aufwärterin Schmidt führten ihre respektiven Aufgaben durchweg meisterhaft durch und dasselbe Lob, ohne jede Verkürzung, verdienen auch Herr Meyer-Eigen (Larsen), sowie die Herren Elfeld (Dr. Enk) und Wenkhaus (Schott).

Für die Vorstellung am kommenden Sonntag wird ein vieraktiges Volksstück: „Geschwister Lemke“, von R. Skowronek und Walther Stein, zur Aufführung angezeigt. Dasselbe wird von der deutschländischen Kritik außerordentlich gelobt. Unter den für Sonntag zur Mitwirkung angekündigten Kräften befinden sich die Damen Steimann, Gonia, Dierks, George, Richard und Roithmeier, sowie die Herren Elfeld, Kleemann, Schumacher, Kreiß u. A.

Hat sich verkrümelt.

Die kalte Welle nebst Schneefall, welche der Wetterprophet auf gestern angezeigt hatte, hat sich auf der Reise hierher verkrümelt. In den nordwestlichen Staaten hat sich ihr Einfluß allerdings geltend gemacht, bis in unsere Region ist sie aber nicht gedrungen. Statt daß die Quecksilbersäule, wie Professor Cox dies in Aussicht gestellt hatte, gestern gegen Abend zum Gefrierpunkt hinabgesunken wäre, kletterte sie von 56 Grad, auf welche Temperatur sie am Samstag Nachmittag wies, gestern Nachmittag 3 Uhr auf 66 Grad. Auch heute Abend wird es, nach der Voraussage von Prof. Cox, nur wenig kühler sein, als während des Tages. Die Bewohner des nördlichen Theiles des Seeufers erhielten gestern höchst unliebsamen Besuch in Gestalt von Moskito-Schwärmen. Nie zuvor sind diese Quälgeister noch so spät im Jahre aufgetreten, sehr wahrscheinlich wird es heuer auch ihr „positiv letztes Auftreten“ gewesen sein.

In 6 Stunden nach St. Louis.

Die Illinois Zentral-Bahngesellschaft beabsichtigt, ihren Schnellverkehrsdienst nach der Weltausstellungsstadt St. Louis noch bedeutend zu verbessern. Gegenwärtig kann man mit ihren Schnellzügen die 290 Meilen lange Strecke in acht Stunden zurücklegen. Diese Fahrzeit soll demnächst um zwei Stunden reduzirt werden, ohne daß den Verkehrsgelegenheiten mit den größeren, auf dieser Strecke von den Schnellzügen berührten Stationen dadurch die geringste Einschränkung erwächst.

Wasser-Bulletin.

Das bakteriologische Department des städtischen Gesundheitsamtes gab heute Vormittag nach der dort vorgenommenen Untersuchung folgenden Befund des Chicagoer Trinkwassers bekannt: Aus der Station an der 14. Straße und aus der Carter H. Harrison-Saugstation ist das Wasser von guter Beschaffenheit; das aus der Station in Lake View ist auch ohne Weiteres verwendbar; das aus den Wasserwerken an Chicago Ave. und in Hyde Park bezogene hingegen sollte vor dem Gebrauch abgekocht werden.

Tivoli-Palmgarten.

In dieser volksthümlichen Konzerthalle war gestern Galatag. Die mitwirkenden Künstler gaben ihr Bestes. Die zahlreichen Besucher ließen es nicht an Beifallsbezeugungen fehlen, und in den Konzertpausen bildete der große deutsche Karneval vom Samstag das Hauptgesprächsthema.

Kamen nicht weit.

Zwei jugendliche Ausreißer, welche die Welt sehen wollten, hier verhaftet.

Auf der Reise nach dem sonnigen Süden begriffen, wurden hier der 16jährige Harry Congden und der gleichaltrige Farbige George Morris verhaftet, als sie sich in einem Thorweg zur Ruhe niederlegen wollten. Die Schlingel waren aus dem Knaben-Asyl zu Glenwood, Ill., entwischt, um die Welt kennen zu lernen. Sie schmachten zur Zeit im Zwinger der Bezirkswache an Harrison Straße. Ihre Eltern, sowie der Verwalter des Asyls, sind benachrichtigt worden. In den Taschen Congdens wurde ein Zettel folgenden Inhalts gefunden: „3. November 1902, Harry W. Congden entweicht heute aus Glenwood, um nach dem Süden zu reisen. Wird frühestens nach einem Jahre zurück sein. Mag vielleicht am heutigen Tage im Jahre 1903 zurückkehren. Brannte durch mit George Morris, gleichfalls von derselben Schule, der sich das gleiche Ziel gesetzt hat. Er war in der ersten Abtheilung der ersten Klasse, ich in der zweiten Abtheilung. Meines Vaters Adresse ist E. A. Congden Nr. 132 Lake Straße, Chiago. Meine Mutter, Frau N. W. Congden, wohnt Nr. 2205 Elizabeth Ave., Zion City. Im Falle eines Unfalls, bitte meine Eltern zu benachrichtigen.“

Die Knaben sagten, daß sie am 3. November aus der Anstalt flüchteten und einen Güterzug bestiegen. Sie gelangten nach Kankakee, wo sie auf einer Farm zwei Tage arbeiteten. Dann reisten sie mittels Güterzuges nach Chicago. Sie trafen hier gestern Mittag ein. Müde und hungrig wanderten sie ziellos in den Straßen umher. Als sie sich erschöpft niederlegen wollten, wurden sie von dem Polizisten Trape verhaftet.

Chrysanthemum-Ausstellung.

De Besucherzudrang zum Lincoln Park-Blumenhause gestern ein großer.

Nach glaubwürdiger Schätzung haben gestern 15,000 Personen die Chrysanthemum-Ausstellung im Lincoln Park besucht. Der Zudrang wurde schon während der ersten Nachmittagsstunden so stark, daß Polizisten am Eingange Aufstellung nehmen und dort das Gedränge dadurch abwenden mußten, daß sie Spalier bildeten und die Besucher nur zu Zweien in das Blumenhaus eintreten ließen. Die Ausstellung wird auch in dieser Woche täglich bis 10½ Uhr Abends geöffnet sein. Konzerte finden, außer am Dienstag und Freitag, jeden Abend statt. — Morgen Vormittag um 10 Uhr wird in der neuen Skulpturenhalle des Museumsgebäudes, an Michigan Ave. und Adams Str., die Blumenausstellung eröffnet, welche die „Horticultural Society of Chicago“ und die „Chrysanthemum Society of America“ gemeinschaftlich veranstaltet. Morgen werden nur Chrysanthemen ausgestellt, darunter mehrere Exemplare, welche die Bezeichnung, „Wunderblumen“ wirklich verdienen. Ein Strauch wird beispielsweise nahezu 10,000 Chrysanthemen, ein anderer ihrer nur 1000, aber in 28 verschiedenen Arten aufweisen. Dadurch, daß die Ausstellung im Art Institute-Gebäude stattfindet, wird den Besuchern auch die Gelegenheit geboten, die Kunstschätze des Museums zu bewundern. Jede Eintrittskarte zur Blumenausstellung berechtigt auch zum Besuch sämmtlicher Räumlichkeiten des Art Instituts.

Kapriolen eines Gauls.

Ein vor ein Buggy gespanntes, Dr. F. K. Anderson gehöriges, von dem 14jährigen James Curry, Nr. 1418 Benson Ave., Evanston, gelenktes Pferd scheute an Sherman Ave., Evanston, vor einem Straßenbahnwagen, raste die Davis Str. entlang und auf den Fountain Square, wo er über das Gelände in das Bassin der Fontaine sprang, das Buggy nachschleifend. Arthur war rechtzeitig abgesprungen. Der Gaul, dem das kalte Bad in dem ein Fuß tiefen Wasser augenscheinlich gar nicht behagte, versuchte hinauszugelangen, verwickelte sich aber in den Strängen, fiel und wäre elendiglich ertrunken, wenn ihm nicht eine Anzahl Personen zu Hilfe geeilt wären, die ihn an Stricken herauszogen.

Leichenfund.

Aus einer Lehmgrube an Lill Ave. und Perry Straße wurde gestern die Leiche eines Mannes gefischt. Man vermuthet, daß der Todte der seit dem 31. Oktober vermißte Buchhalter der „Svenska Amerikanaren“, Gus Beckstrom, ist. Die Leiche wurde nach dem Bestattungsgeschäft, Nr. 1412 Wrightwood Ave., geschafft.

* Am Fuße von Montrose Boulevard wurde heute die Leiche einer etwa 60 Jahre alten Frau aus dem See gefischt, die anscheinend zwei Wochen im Wasser gelegen hatte. Die Todte war schwarz gekleidet und trug eine schwarze Kapuze. An der Leiche waren keine Spuren von Gewaltthätigkeiten wahrnehmbar.

Brandsville-Garten.

Das neue Familientheater, Nr. 942 Lincoln Ave., hat in der kurzen Zeit seines Bestehens große Beliebtheit erlangt. Von den Mitwirkenden erfreuen sich besonders die Brüder Franz und Max Schönbrunner der Gunst der Besucher und auch das Bestreben des Herrn John Huebner, des Eigenthümers, seine Gäste auf's Beste zu unterhalten, wird allgemein anerkannt. Vorstellungen täglich, Anfang Abends 8 Uhr.

— Ausrede. — Richter: „Wie kamen Sie denn dazu, das Automobil zu stehlen?“ — Angeklagter: „Ich wollt's ja gar nicht stehlen, hatte mich nur aus Neugierde hineingesetzt, aber die verflixten Dinger laufen ja ganz von selbst weg.“

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—„The Altar of Friendship."
Dearborn.—„Children of Satan".
Studebaker.—„Der Prinz von Pilsen".
Great Northern. — „McFadden's Flats."
Illinois.—„The Wild Rose."
McVickers.— „Daughter of Hamilcar."
Chicago Opera House.—Vaudeville.
Howards.—„Faust."
Kienzl.—Konzert jeden Abend und Sonntag auch Nachmittags.
Field Columbian Museum.—Samstags und Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.
Chicago Art Institute.—Freie Besuchstage Mittwoch, Samstag und Sonntag.

Die Heimkehr der Buren.

Interessanter als die politischen Erörterungen zwischen den Parteien in Südafrika und als das unendliche Gerede über die Reise der Boerenführer sind die einfachen Vorgänge, die sich in diesen Wochen und Monaten in Transvaal und dem Oranjelande bei der Rückkehr der Kriegsgefangenen in die Heimath abspielen. Man hört hier nicht viel darüber, denn die Berichterstatter der Blätter sind meist schon seit ein paar Monaten wieder in England und die wenigen, die zurückgeblieben, hausen in Johannesburg und sind vorwiegend durch Fragen der Goldindustrie in Anspruch genommen. Um so dankenswerther erscheint daher der nachstehende im „Daily Expreß" erscheinende Bericht aus Heilbron, der Mitte September geschrieben ist und worin Herr F. W. Spencer uns Einblick gewährt in den Gang der Dinge auf dem frühern Kriegsschauplatz:

Ein Maulthier erhebt seine rauhe Stimme und begrüßt das herannahende Tagesgrauen. Einen vorlauten Dorfhahn gibt es wohl nicht auf 20 Kilometer im Umkreise, sonst hätte uns wohl Hahnenkrähen aus dem Schlafe geweckt, aber geweckt werden wir noch zeitig genug, um den sinkenden Mond die scharfe Kante eines Höhenzuges fern im Nordwesten berühren und dann dahinter verschwinden zu sehen. Klein Booy, Sulufuhrmann und Faktotum, entwickelt sich aus einem Gewirre von Decken unter dem Wagen und tritt in die Erscheinung. Es kommt wie Schüttelfrost über ihn in der scharfen Morgenluft und seine prächtigen Zähne klappern, als er in ein ungeheures Gähnen ausbricht. Seine Toilette beginnt und endet, indem er aus den Decken hervortritt, denn er hat im vollen Anzuge, in altem Tweedrock und Weste, gerippter Reithose, umgewickelten indischen Gamaschen und groben Kommißschuhen, die wohl von einer Transportkolonne stammen, mit der er im Kriege umhergezogen, seine Nachtruhe besorgt. Eine ganz formlose Kopfbedeckung, die einmal ein Filzhut war, krönt das Gebäude. Wir biwakiren hinter einer Art Blechhütte, Wellblech von außen und Holz von innen, die als Bahnhofsgebäude der Südafrikanischen Zentralbahn Dienst thut. Der Bahnsteig ist ein Streifen hartgestampften Erdbodens, ein paar Fuß höher als das Schienengeleise, und eingefaßt mit verschlissenen und veralteten Holzschwellen. Nach Nord und Süd ziehen sich die Geleise weit auseinander. An der einen Seite scheinen sie fern am Horizont zusammenzustoßen, an der andern verschwinden sie in einer Kurve hinter einem Hügelvorsprung. Es ist ein einsamer verlassener Punkt, und wir sind hiergekommen, um Jan Coetze und seine Laren wieder auf dem Gehöft unterzubringen, das er vor drei Jahren leichten Muthes verließ, um seinem Kommandierbrief, dem Gestellungsbefehl seines Feldkornets, Folge zu leisten.

Jan ist ein typischer Boer und im Grunde kein übler Geselle. Sein blasses Gesicht hat über der Bartlinie einen dunklern Ton, als Wind und Wetter auf dem Hochveldt ihm je hätten verleihen können. Er ist eben aus Zeylon heimgekehrt. Die salzige Brise des indischen Ozeans hat seine Wangen geküßt. Viele Tage hat er auf Deck gelegen. Lange, Monate um Monate, hat er fast unter dem Aequator gehaust, allerdings auf einer Gebirgshöhe, die ihn in die gemäßigte Zone versetzte. Und nun ist er wieder zurückversetzt auf die heimische Scholle, zu Weib und zwei strammen Buben in kurzen Hosen, und hat die Ausstattung mit, um einen neuen Anfang zu machen. Wie seine Genossen und Landsleute, ist auch Jan Coetze vom Repatriation Board, dem Rücksendungsamte, leidlich großmüthig behandelt worden. Er hat einen Schein für 50 Pfd. St. unterzeichnet und dafür zwei Maulthiere, zwei langgehörnte Ochsen, einen Pflug mit dem Stempel „Pa" (Pennsylvanien), sechs Säcke Saatweizen, sechs Säcke Mais, drei Säcke Saatkartoffeln, einen Sack Mehl und dazu Zucker, Kaffee, Lichter und Seife erhalten. Aus der Seife hätte er sich nicht viel gemacht, aber die Leute beim Magazin haben nun einmal ihre Ideen über deren Werth, und im Uebrigen ist ja der Schein eine bloße Formsache und die ganze Geschichte ist immerhin eine gelegentliche, vielleicht überflüssige Waschung werth. Bald färbt die Sonne den östlichen Horizont gelb und flammend roth. Wir machen Anstalten, auf den Weg zu kommen. Die Maulthiere mit ihren scharfen Kanten und Winkeln an Schultern und Hüften, mürrisch wie Leute, so der Morgenarbeit abgeneigt sind und doch aufstehen müssen, zeigen ein zerzaustes, abgeschabtes Fell. Haben sie doch in Südafrika weit schlimmere Strapazen erduldet, als nur je in den Zwischendeckständern zwischen New Orleans und Kapstadt. Sie lassen sich ohne Widerstand das Geschirr aus ungegerbtem Fell anlegen. Dann werden die hagern, klapperdürren Ochsen mit Joch und Zugkette vorgespannt. Frau und Kinder werden auf Säcken und Decken unter dem Zeltdach des Wagens verstaut und ein kleiner schwarzer Schlingel, der, man weiß nicht recht von woher, auftaucht, setzt sich an die Spitze des Zuges und zerrt an den Lederriemen, die um die Hörner der Ochsen gewunden sind.

Klein Boy schwingt eine gewaltige Peitsche, schreit das gemischte Gespann mit gellenden unartikulirten Lauten, wie sie allerwegen in der Pferdesprache gebräuchlich sind, an, das Trio reitender Schutztruppe, in Khaki und grünen Aufschlägen mit S. A. C. (South African Constabulary) auf den Achselklappen, die Büchse umgehängt, reitet im Schritt nebenher und läßt einen langen, zarten, blauen Streifen dünnen Tabakrauchs in der stillen, dünnen Morgenluft zurück. Einen Kilometer weiter verschlingt eine Falte des Geländes den einsamen, demüthigen Bahnhof mit seinen blanken blauen Schienen und allem Zubehör vollständig. Der Weg ist ziemlich bequem. Es ist ein bloßer Streifen des Geländes, von dem der Fuß- und Wagenverkehr das Grün abgeschabt hat. Der Boden ist so trocken wie Mumienstaub und hinter uns liegt eine dünne Wolke, die Rad und Huf aufgewirbelt haben und die ganz geraume Zeit braucht, um sich allmählich wieder niederzuschlagen. Gegen neun Uhr ziehen wir im Schneckentempo eine leichte Anhöhe hinauf und nähern uns wieder einmal den täuschenden Anhöhen, und als endlich das Auge über den Kamm hinausblicken kann, fällt der Blick auf unseren Bestimmungsort. Eine Anzahl dünnstämmiger Bäume werden in der Thalmulde sichtbar, daneben eine plumpe Viehheinzäunung mit niedriger Mauer aus angehäuften Feldsteinen. Das Gerippe eines Ziegelsteinhauses, zum Theil seines Strohdaches beraubt, erhebt sich nahe dabei. Einige Kaffernhütten nach Bienenkorbmuster, von der Zeit und dem militärischen Bedürfniß nach Brennholz ziemlich mitgenommen, füllen das Bild aus. Dazu gehören ein paar Morgen Ackerland in der Nähe des Gehöftes, die einmal angebaut waren. Eine wichtige Zugabe ist ein niedriger Damm mit einem Streifen von Grünzeug, um den Theil, wo Wasser wie ein Spiegel in der Sonne glänzt. Das ist Jans Heimstätte, und er starrt sie an über die Strecke hinweg, die uns noch von ihr trennt, mit dem nachdenklichen Ausdruck der Erinnerung in den Zügen.

Der Wagen ächzt, knarrt und rasselt die Abdachung hinab und auf die Ruinen zu. Die Frau in ihrem rostig schwarzen Kleide und breitkrempigen Hute tritt in's Haus. Die Kinder folgen ihr. Eilig reden die Leute in Kehllauten durcheinander. Es ist wohl die Klage um verschwundenen Hausrath, denn jemand hat gründlich ausgefegt. Von der ganzen Wohnstube ist nichts übrig geblieben als eine hölzerne Ruhebank, die des vierten Beins beraubt ist, ein zerschmetterter Stuhl mit einem Sitz von Riemengeflecht, ein paar leere Säcke, gestempelt mit dem großen O des Heeres. Ein schadhaftes Bild des weiland Präsidenten Steijn, das oben am höchsten Westenknopf durchgerissen ist, vervollständigt das Inventar. Das Zimmer hinter der Scheidewand ist ganz leer. Eine Ecke des Daches ist verschwunden, nicht infolge Granatfeuers oder sonstigen Brandschadens. Der raublustige Kaffer hat sich wohl das Dachgebälk als Brennstoff für seinen Kochtopf angeeignet. Doch es kann nichts fruchten, den Schaden lange anzusehen. Es muß etwas gethan werden, lautet die Parole. Ein Zelt wird vom Wagen geworfen und in zehn Minuten haben die Mannschaften der Schutztruppe es aufgeschlagen. Unsere Freunde werden unter dem Zeltdache leidlich gut aufgehoben sein, bis Material herbeigeschafft ist, um das Dach zu flicken. Die dringendste Arbeit ist die, die paar Morgen Land für Saatkorn aufnahmefähig zu machen, denn wir sind der Regenzeit sehr nahe und Aufschub bedeutet unter diesen Umständen Ausfall der Ernte. So werden denn nach einigen Stunden Rast die Ochsen an den Pflug gespannt werden und langsam und stetig ihre Furche ziehen. Wenn das Glück hold ist, wird, ehe ein Monat vergangen ist, die grüne Saat ihre zarten Spitzen aus der Erde strecken.

Unser Antheil an der Arbeit ist erledigt. Die Familie ist dahin zurückgebracht worden, woher sie gekommen war, mit Vorräthen genug für ihre Bedürfnisse auf einen Monat. In acht Tagen wird Jan von einer Patrouille besucht werden, die seine Gesuche oder Klagen in's Hauptquartier übermittelt. Beide werden pünktlich erledigt werden. Gegenwärtig fehlt es Jan und seinen Kameraden im ganzen Lande an manchen Dingen. Zugthiere kommen darunter zuerst, in der Mitte und am Ende. Die Ochsen sind recht erbärmlich. Manche von ihnen hält die Rinderpest in den Klauen. Die Maulthiere sind abgearbeitet, und in unserem Bezirk herrscht die Drüsenkrankheit. Milchkühe und Schafe gehören unter die Kuriositäten in einem Lande, das eigentlich ein Land der Molken und der Wolle sein sollte. „Was die Regierung thun müßte — erklärt der Unteroffizier, der die Patrouille führt, während wir über die Prairie zurücktraben — was die Regierung thun sollte, wäre, noch massenhaft Maulthiere aus Amerika zu beziehen. Wenn sie in guter Verfassung hier ankommen, dann trotzen sie der Krankheit. Und warum läßt sie nicht 50,000 Schafe aus Neuseeland kommen? Die würden sich für das Land hier ganz ausgezeichnet eignen. Sie müßten jetzt schon in Schiffsladungen auf dem Wasser schwimmen." Ganz richtig, guter Unteroffizier mit dem flachen Rücken und dem leichten bequemen Reitsitz. Du bist ein Neuseeländer und verstehst Dich auf die Sache. Die Landwirthe in den beiden neuen Kolonieen sind in schrecklicher Klemme aus Mangel an Zugthieren, aber wir müssen langsam fortschreiten.

Lehrer-Haftpflicht.

Zum Kapitel von der Haftpflicht deutscher Lehrer, für den Schaden, den die ihrer Aufsicht anvertrauten Schüler anrichten, bringt das „Korrespondenzblatt für den akad. geb. Lehrerstand" einen neuen Beitrag. Es entnimmt der „Pr. Lehrerztg." die Notiz, daß bei Uslar, im Hannoverschen, einige Dorflehrer vom Lokalschulinspektor aufgefordert wurden, die Kinder ihrer Schulen auf einen bestimmten Platz zu führen, wo ein Missionsfest gefeiert werden sollte. Die Lehrer kamen dieser Weisung nach. Während der Feier entfernten sich heimlich drei zehn- oder elfjährige Jungen vom Festplatz, liefen nach einer etwa 10 Minuten von dort entfernten Kleinbahn und lösten an den auf der Bahn stehenden Lowries, die mit Basaltsteinen beladen waren, die Bremsen. Darauf setzten sich die Wagen auf dem abschüssigen Gelände in Bewegung, fuhren mit großer Geschwindigkeit thalab und stürzten in den am nächsten Bahnhof gelegenen Abladeplatz. Dem Eigenthümer der Wagen ist ein Schaden von 5—6000 Mark entstanden. Er beabsichtigt, den betreffenden Lehrer auf Ersatz zu verklagen, mit der Begründung, daß er seine Schüler nicht genügend beaufsichtigt habe.

Lokalbericht.

Gelungene Festlichkeiten.

Dem deutschen Lied wurde gestern in eindrucksvoller Weise gehuldigt.

Anerkennung verdienen auch die rein geselligen Veranstaltungen.

Mit Entzücken lauschten gestern Abend in der Lincoln-Turnhalle zahlreiche Besucher den Liedervorträgen des Gesangvereins Harmonie. Die 67 Aktiven des Vereins sangen mit großer Begeisterung und mit dem Einsetzen ihres ganzen Könnens. Dafür, daß dieses ein beträchtliches ist, hat der tüchtige Dirigent H. von Oppen gesorgt. Er, der Meister der Creszendi und Decreszendi, hat seine Sänger auch in der Kunst des temperamentvollen Vortrags weit gebracht. Das zeigte sich besonders in der Ausführung der Chorlieder „Wunsch" von J. Witt und „Ave Maria" von Abt. Die Tenor- und Baritonsoli im letzteren Liede wurden von Mitgliedern des Vereins sehr klangschön und verständnißvoll gesungen. Einen ganz besonderen Genuß gewährte den Hörern die Darbietung des Zöllner'schen Liedes „Gebet der Erde". Das vom Komponisten dem Soloquartett zugeschriebene eigentliche Gebet der Dichtung wurde nämlich mit Orgelbegleitung von einem Doppelquartett der Harmonie hinter der Bühne gesungen und klang weihevoll, wie aus einer in der Nähe gelegenen Kirche kommend, an das Ohr der Hörer. Daß nach solchen vorzüglichen Chorleistungen die Besucher es bei den üblichen Beifallsspenden nicht bewenden ließen, sondern energisch Zugaben verlangten, die sie auch erhielten, ist wohl erklärlich. Auch mit Mohrs „Schöner Rhein, Vater Rhein" und dem neueinstudirten „Ein Lied vom Walde" von Müller-Neuhof, fanden die Sänger wohlverdiente, große Anerkennung. Die jugendliche Sopranistin Frl. Emilie Frobenius erwies sich mit Haymanns „Ja, Du bist mein", Beckers „Frühlingslied", Bohms „Dein" und den anderen als Zugaben gesungenen Liedern, als eine sehr sympathische Sängerin, die ihre natürlichen Gaben mit großem Fleiß entwickelt hat. Ihre Stimme ist besonders in der Höhe sehr ausgiebig, von großer Klangschönheit und ihre Technik überschreitet bereits um ein Erhebliches das Maß dessen, was man gewöhnlich in Gesangvereinskonzerten zu hören bekommt. Ihr Vortrag zeugt von Verständniß und Empfindung. Die solistischen Ehren des Abends hatte Frl. Frobenius mit Herrn Bruno Kühn zu theilen, dem vortrefflichen Violinisten, welcher sich bereits früher einmal in einem Konzert der Harmonie vernehmen ließ. Das charakteristische Merkmal seines Spiels, Energie im Ausdruck, wie sie nur musikalisch stark leidenschaftlichen Naturen zu eigen sein pflegt, trat auch in seinen gestrigen Violinvorträgen wieder stark hervor und bewirkte, daß die Hörer anhaltend und stürmisch ihren Beifall bekundeten. Auch das dem Konzert folgende Ballfest nahm einen glänzenden Verlauf.

Ein sehr schönes, melodienreiches und die Besucher mächtig begeisterndes Konzert veranstaltete gestern der Concordia-Männerchor in der Apollo-Halle, an Blue Island Ave., nahe 12. Str. Der wackere Dirigent Herr F. H. Hesse hatte ein vorzügliches Programm vorbereitet, um dessen Durchführung außer den Aktiven des festgebenden Vereins sich auch der Harugari-Männerchor, das Katholische Kasino und der Ambrosius-Männerchor, wie auch die Liedertafel Einigkeit, verdient machten. Auch die Solisten des Konzertes, die Herren Heinr. Schmidt und John Blessing, bestanden mit großen Ehren. In harmonischem Zusammenklang wurden durch den aus genannten Vereinen bestehenden Massenchor die Lieder „Blau Aeuglein" von Witt, „Jägers falsch' Lieb" von Dregert, „In der Ferne" von Silcher und „Wach' auf, Du schöne Träumerin" von Gericke gesungen. Liedertafel Einigkeit und der Concordia-Männerchor boten auch mit ihren Solovorträgen gediegene Leistungen und ernteten rauschenden Beifall. Dirigent und Sänger hatten alle Ursache, mit einander zufrieden zu sein, und das Publikum war es mit Beiden. Die Aufführung der humoristischen Szene „Die Meistersinger von Müncheberg" durch die Herren M. Brostmeyer, F. Bauer, Wilh. Thüring, Albert Ehlert, J. Gebele, A. Mader und E. Ralfs und die Aktiven des Concordia-Männerchors, erregte stürmische Heiterkeit. Der flotte Ball, welcher dem Konzert folgte, hielt die zahlreichen Besucher noch lange in fröhlichster Stimmung vereint. Vornehmlich den Bemühungen der Herren Franz Bauer, Ch. Siegert, Henry Meier, J. Bein und Ch. Ziller vom Arrangementskomite war es zu danken, daß auch dieser zweite Theil des Festes einen herrlichen Verlauf nahm.

Der Germania Frauen-Verein, welcher sich durch die Veranstaltung erfolgreicher Festlichkeiten einen beneidenswerthen Ruf erworben hat, bewährte diesen gestern aufs Neue gelegentlich der Feier seines 12. Stiftungsfestes. Das Fest gestaltete sich, Dank der mit großer Umsicht getroffenen Vorbereitungen und der persönlichen Liebenswürdigkeit der Damen des Vereins, zu einer Quelle ungetrübten Genusses für sämmtliche Theilnehmer, die in Schaaren herbeigeströmt waren, um dem Geburtstagskind ihre Achtung zu erweisen, und im Kreise der Fröhlichen ihre Alltagssorgen zu vergessen. Die Festrede hielt die beliebte Präsidentin, Frau Marie Hamel. Aus den überaus beifällig aufgenommenen Ausführungen der Rednerin ging hervor, daß der Verein 206 Mitglieder zählt. Der Kassenbestand beträgt $1200. Der Verein zahlt in Krankheitsfällen für die Dauer von 13 Wochen im Jahr $4 wöchentliche Unterstützung und $150 Sterbegeld, welches einen Tag vor dem Begräbniß ausgezahlt wird, und unterstützt auch sonst in Noth befindliche Mitglieder.

Stürmischen Beifall fanden die zwerchfellerschütternden Vorträge der Familie Lesser und Zoch. Im Uebrigen wurde flott getanzt. Als man sich schließlich trennte, nahm Jedermann das Bewußtsein mit nach Hause, einen wirklich genußreichen Abend verlebt zu haben. Um das Gelingen des Festes hat sich ganz besonders das Arrangements-Komite verdient gemacht, bestehend aus den Damen Marie Hamel, Präsidentin, Louise Krueger, Henriette Scherman, Marie Meyer, Anna Rebenstock, Auguste Wilhelmy, Sophie Kober, A. Polz, Marie Butenshen, A. Spanhaken, M. Kober, M. Meß, Auguste Hoffmann, A. Krause, M. M. Scheesemann, Paulina Goetten, A. Heinecke, Anna Moritz, Louise Staniper, Bertha Wietz, Auguste Wernicke, Auguste Alm.

Das gestern vom „Freier Sängerbund" in Schönhofens Halle veranstaltete Konzert mit Ball gestaltete sich zu einem unbestrittenen Erfolge. Der Besuch ließ nichts zu wünschen übrig, die Vorbereitungen waren mit Umsicht getroffen worden, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Veranstalter des Festes, sowie die Gäste, auf ihre Kosten kamen. Die einzelnen Nummern des reichhaltigen Programms wurden recht gut wiedergegeben. Besonderen Anklang fanden die Vorträge des „Freier Sängerbund", des Frl. E. Regneri und des Herrn Walther Ebel. Nach Schluß des offiziellen Programms wurde mit rühmlicher Ausdauer der Göttin des Tanzes gehuldigt. Das Fest, um dessen Gelingen sich ganz besonders das Arrangements-Komite, bestehend aus den Herren: John Wolff, Präsident, Franz Damert, Schatzmeister, L. Gomez, Sekretär, L. Schlaegel, H. Baumann, Adolph Weisse, N. Backhus, L. Lange u. Andr. Müller, verdient gemacht hat, dürfte sämmtlichen Theilnehmern in angenehmster Erinnerung bleiben.

Anläßlich seines zweiten Stiftungsfestes gab Seipps Sängerbund gestern im großen Saal der Südseite-Turnhalle ein wohlgelungenes Konzert, dem ein nicht minder vergnüglicher Ball folgte. Von der ersten bis zur letzten Nummer des Unterhaltungsprogramms, mit dessen Durchführung Nachmittags um vier Uhr begonnen wurde, folgte ein Schlager dem anderen, und das zahlreich versammelte Publikum kam thatsächlich aus dem Bewundern und Beifallsspenden nicht heraus. Unter Leitung ihres tüchtigen Dirigenten Prof. E. Barginde sang die gutgeschulte Sängerschaar „Das deutsche Lied" von Kalliwoda, „Der Studenten Nachtgesang" von Fischer, „Zechers Kehle" von Schulz-Weida und „Einkehr" von Zöllner mit edler Tongebung und feinem Verständniß. Sozusagen den leichten Anbau zum schmucken Gefüge des Konzertprogrammes bildete die Aufführung der Parodie „Die treue Amalia oder die verbumfidelten Räuber", welche sich durch das flotte Zusammenspiel aller Mitwirkenden zu einer gelungenen und für die Besucher ergötzlichen gestaltete und unter dem tosenden Beifall der Letzteren endete. Ein höchst genußreicher Ball schloß sich dem Konzert an. Die Festordner — es waren die Herren Louis Schultheis (Vorsitzender), Conrad Gleiser, John Miller, John Heß, Joe Hoß, Jakob Keff, Jakob Bauch, Ed. Waters, Emil Walenta, Karl Hellstern, Carl Langerjahn, Georg Metz, John Keutschel, Adolph Erzberger, Anton Müller, Th. Hurkes, J. Simon, Robert Rull, Phil. Koch, Frank Roß, Wm. Heß, George Hagenauer, Fritz Vogel, Michel Mauerer, Rich. Kraetsch, Karl Busch, Max Schweitzer, M. J. Kaerins und August Wilhelm — können auf das glänzende Ergebniß ihrer Bemühungen mit Fug und Recht stolz sein.

Einen schönen und erhebenden Verlauf nahm das gestern in Mansteins Humboldt Park-Pavillon, Ecke California Ave. und Division Str., abgehaltene 12. Stiftungsfest des Deutschen Landwehrvereins. Der Gesangverein „Edelweiß" trug durch seine mit großer Verve gesungenen Chorlieder viel zum Gelingen der Festlichkeit bei. Andere befreundete Vereine hatten sich eingefunden, und die vielgerühmte, vielbewährte deutsche Gemüthlichkeit schlug hohe Wogen. Zündende Ansprachen wurden von den Herren Rob. Zaffke und Jos. Traub gehalten. Durch Solovorträge erfreuten die Hörer Herr Hy. Schau, Frl. T. Schau, Frl. Luzie Knackstädt und Frl. Klara D. Zaffke. Nach dem Konzert wurde flott getanzt und erst heute, bei Tagesanbruch, kam das schöne Fest zu Ende. Daß es einen so allseitig befriedigenden Verlauf nahm, ist den Bemühungen der Mitglieder des Arrangementskomites, der Herren Rob. Zaffke, H. Schau, H. Ebert, C. Pflanz, C. Reimer, Geo. Schäfer, R. Scheunemann und Geo. Glück, zuzuschreiben.

Der Frauenverein „Columbia" veranstaltete gestern Nachmittag und Abend in der Wicker Park-Halle an der W. North Ave. eine recht fröhliche Feier seines Stiftungsfestes, die sich auch guten Besuches zu erfreuen hatte. Frau Johanna Schaumburg-Schindler trug mehrere reizende Lieder: „Der erste Kuß", Ob ich Dich liebe", „Dir gehört ja mein Kuß" und „Das Berliner Dienstmädchen" vor, wobei ihr reiner Sopran in prächtigster Weise zur Geltung kam. Die Mutter der Künstlerin, Frau Schaumberg-Kelbs, erntete mit dem Vortrage „Die alte Jungfer" großen Beifall, die kleine Myrtle Tiedemann trug, in hübscher Weise kostümirt, ein Gedicht vor, auch Fräulein Brandt erfreute die Hörer in gleicher Vortragsform, während Frau Meta Lestmann ein paar Lieder sang, womit sie sich den Beifall der Zuhörer erwarb. Ein paar schöne Vorträge waren auch die von H. Bachmann: „Fremde und Heimath" und „Statistik" auf der Zither, ein Instrument, auf dem der Vortagende ein Meister ist. Das Publikum erkannte diese Darbietungen durch Beifall dankend an. Frau Therese Behrens, die Präsidentin des Vereins, hielt im Laufe der Unterhaltung eine kurze Ansprache, in welcher sie auf dessen Zwecke: Gegenseitige Unterstützung in Krankheit und Noth, sowie auf den blühenden Stand der Finanzen und die jetzt auf fast 180 gestiegene Mitgliederzahl hinwies. Sie schloß mit einer Einladung an die anwesenden Damen zum Beitritt. Das Fest schloß mit einem fröhlichen Tanzkränzchen. Die Anordnungen waren in jeder Beziehung gut getroffen, wofür den Damen Therese Behrens, Anna Miller, Elise Schmitt, Anna Knüppel, Ida Jasper und Louise Lange der Dank der Festtheilnehmer gebührt.

Ein ungewöhnlich reichhaltiges Programm hatte der Damenchor „Nordica-Alpenrose" für sein erstes Stiftungsfest entworfen, welches gestern Nachmittag und Abend in Yondorf's Halle an der North Ave. und Halsted Straße stattfand, und dessen Durchführung war eine so vortreffliche, daß die Damen am Schluß des gesanglichen Theils des Festes ihrem tüchtigen Dirigenten, Herrn Erich Reimers, ein prächtiges Blumenstück in Form einer Lyra durch die Präsidentin, Frau Emma Stamm, überreichen ließen, eine Aufgabe, deren sich die genannte Dame mit großer Eleganz entledigte. Der festgebende Verein trug den Chor „Am Hochzeitsmorgen", recht hübsch vor, auch der Harugari-Sängerbund, Hugo Schmolls Gemischter Chor und der Douglas-Damenchor verschönten das Fest durch gelungene Chorvorträge.

Damit auch der Humor zu seinem Rechte komme, wurden von den Beamten des festgebenden Vereins zwei köstliche Einakter „Ein musikalisches Kaffeekränzchen" und „In der Kochschule" aufgeführt. In ersterem wirkten mit die Frauen Ziesenhenne, Marholz, Brunken, Heurich, Peters und Meyerle, in letzterem die Frauen Pankoni, Reiners, Windbiehl, Lowe, Schmidt, Stamm, Wolff und Hammer.

Nach der Unterhaltung wurde der Saal geräumt und das Tanzvergnügen begann. Dieses fand erst mit der Mitternachtsstunde sein Ende. Die Festordnerinnen waren die Frauen Präsidentin Emma Stamm, Barbara Windbiehl, Franziska Pankoni, Frida Wolff, Elisabeth Meyerle und Josephine Brunken.

Marktbericht.

Chicago, den 10. Nov. 1902.
(Die Preise gelten nur für den Großhandel.)

Getreide und Heu.
(Baarpreise.)

Winterweizen, Nr. 2, roth, 72½c; Nr. 3, roth, 68—71c; Nr. 2, hart, 71c; Nr. 3, hart, 67—69c.
Sommerweizen, Nr. 1, 72½c; Nr. 2, 72c; Nr. 3, 65—70c.
Mehl, Winter-Patents, „Soft", $3.40—$3.50 das Faß; „Straight", $3.20—$3.30; „Hard Patents", $3.50—$3.60; besondere Marken, $4.00—$4.10.
Mais, Nr. 2, 54—54½c; Nr. 2, weiß, 54½—55c; Nr. 2, gelb, 55—55½c; Nr. 3, 54—54½c; Nr. 3, gelb, 55—55½c.
Hafer, Nr. 2, 29—29½c; Nr. 2, weiß, 34—36c; Nr. 3, 28½c; Nr. 3, weiß, 30—32½c; Nr. 4, weiß, 28—30c.
Heu (Verkauf auf den Geleisen) — Bestes Timothy: $12.50—$13.00; Nr. 1, $11.50—$12.00; Nr. 2, $10.00—$11.00; Nr. 3, $9.00—$10.00; bestes Prairie, $12.00—$12.50; ditto Nr. 1, $10.50—$11.00; Nr. 2, $8.00—$9.00; Nr. 3, $7.00—$8.50; Nr. 4, $6.50—$7.00.

(Auf künftige Lieferung.)

Weizen, November 70⅝—70¾c; Dezember 71⅞—72c; Mai 74c.
Mais, November 53c; Dezember 50¾c; Mai 1903, 42c.
Hafer, November, neu, 29½c; Dezember, neu, 30½c; Mai 1903, 31⅞c.

Provisionen.

Schmalz, Januar $9.30; Mai $8.47½.
Rippchen, Januar $8.12½; Mai 1903, $7.67½.
Gepökeltes Schweinefleisch, Januar, 15.32½; Mai 1903, $14.42½.

Schlachtvieh.

Rindvieh: Beste „Beeves", 1200—1600 Pfund, $7.50—$7.85 per 100 Pfd.; gute bis ausgesuchte „Beeves", 1200—1500 Pfd., $6.80—7.40; mittlere bis gute Beef-Stiere, $5.90—6.75; gute bis beste Kühe, $3.50—$4.25; Kälber, zum Schlachten, gute bis beste, $6.50—$7.50; schwere Kälber, gewöhnliche bis gute, $2.75—$5.25.
Schweine: Ausgesuchte b. beste (zum Versandt) [illegible]

[illegible]

(Marktpreise an der S. Water Str.)

[illegible]

Bankerott-Erklärungen.

Im Bundes-Distriktsgericht wurden Gesuche um Bankerott-Erklärung eingereicht von:
Fred G. Lipke, Verbindlichkeiten $8,441, Bestände, $130.
John J. Bresnan, Verbindlichkeiten $141, Bestände, $59.

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Namen der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamt Meldung zuging:
Boner, Caroline L. T., 79 J., 5701 Minerva Ave.
Becker, Charles W., 57 J., 533 Roscoe Str.
Gagen, John E., 60 J., 361 E. Ohio Str.
Rapp, Jorn, 52 J., 58 N. Peoria Str.

Scheidungsklagen

wurden anhängig gemacht von:
James gegen Rose McLeod, Verlassen; Ella gegen Wm. Campbell, Verlassen; Minnie gegen Chilion Banks, Verlassen.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:
H. Guingenberg, 1½-stöck. Frame Cottage, 730 110. Place, $1000.
U. S. Brg. Co., 2-stöck. Brick Anbau, 3901—29 Emerald Ave., $7,000.
Frau Franzen, 1-stöck. Brick Flat, 432—438 50. Str., $8,000.
Louis Schrader, 2-stöck. Brick Flat, 860 S. Hanlon Ave., $6,000.
George C. Drechsel, 1-stöck. Brick Cottage, 1905 35. Place, $1,100.
E. A. Kreischer, 2-stöck. Brick Flat, 1239 George Str., $3,600.
Katholischer Bischof von Chicago, 2-stöck. Brick Wohnhaus, 2183 N. Leavitt Str., $6,500.
W. H. Barry, 2-stöck. Brick Apartment-Gebäude, 283—85 Winthrop Ave., $25,000.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:
Karl J. Holmgren, Ida Johnson, 42, 25.
James E. Burr, Melvina M. Cummings, 43, 31.
Henry Svasos, Antonia Xamastil, 25, 22.
Charles A. Smithley, Ingeborg Mae, 28, 27.
Edward Hopikke, Martha Sietz, 22, 20.
George Flick, Anna May, 32, 21.
Albert Palac, Margaret Ludkowska, 22, 18.
Albert E. Phillips, Leila E. Hanchett, 23, 23.
Joseph Leiser, Lydia Dreßler, 27, 23.
Joseph Wonnarski, Katarzyna Zdziebo, 24, 19.
[illegible]

Der Grundeigenthumsmarkt.

[illegible]

Sangamon Str., 120 F. nördl. von 14. Pl., Ostfr., 24x100, D. O'Connell an Louis Mozar, $2,600.
17. Str., 241 F. östl. von Lincoln Str., Südfr., 24x125, J. Oveczarek an Alberta Heß, $2,500.
18. Str., 190 F. östl. von Oakley Ave., Nordfront, 25x125, J. F. Pohanka an Peter Marik, $1,825.
Spaulding Ave., 125 F. nördl. von 13. Str., Ostfront, 25x124.85, E. M. Nelten an Mary Magee, $1,575.
[illegible]

(Eigene Korrespondenz der „Abendpost“.)

Plauderei aus Europa.

Von August Boecklin.

Kirche und Gerichtsvollzieher. — Noth in den Großstädten. — Das traurige Geschick eines Deutsch-Amerikaners. — Weinlese und die Gefahren des Federweißen. — Amerikareisende. — Traurige Schulverhältnisse.

Wiesbaden, 23. Okt. 1902.

Wie den meisten Lesern wohl bekannt sein dürfte, ist in Deutschland Jedermann, der einer Kirche angehört, und Staatssteuern entrichtet, zur Zahlung einer Kirchsteuer verpflichtet die sich nach der Höhe der Bedürfnisse der betreffenden Kirchengemeinde richtet. Ein hier ansässiger Amerikaner, dem diese Verpflichtung unglaublich erschien, wendete sich mit einer Anfrage an eine hiesige Zeitung, und wurde nunmehr im „Briefkasten“ belehrt, daß er wirklich Kirchensteuer zahlen müsse, wenn er einer religiösen Vereinigung angehöre. Da es sich um eine ziemlich ansehnliche Summe handelte und unser Landsmann zwar protestantisch getauft und erzogen war, aber seit Jahren keine Kirche mehr besuchte, so meldete er sich als religionslos an und braucht daher keine Kirchensteuer zu bezahlen.

Vorstehende Verpflichtung gilt sowohl für Christen wie Juden, und wer nicht bezahlt, hat zu gewärtigen, daß ihm eines Tages der Gerichtsvollzieher in Uniform einen Besuch abstattet und eine Pfändung vornimmt. Ueber das Verhältniß zwischen Kirche und Gerichtsvollzieher hat sich kürzlich nun ein preußischer Consistorial-Präsident in sehr scharfer und mißbilligender Weise ausgesprochen, indem er auf den Antrag einer Kreissynode um die Erreichung der Geldmittel für Zwecke der christlichen Liebesthätigkeit, bemerkte: „ein solcher Antrag sei sehr bedenklich, da hinter der von einer Synode angeordneten Steuererhebung der Exekutor stände, — ganz im Widerspruch zur christlichen Lehre und christlichen Liebe.“ Durch diesen Bütteldienst machen sich die Kirchen vom Staate abhängig und Tausende und Abertausende werden der Kirche entfremdet, wenn sie es erleben müssen, daß der Gerichtsvollzieher bei ihnen erscheint, um ihre Kultusbeiträge gewaltsam einzutreiben. Der Staat und die Kirche sollten, das ist die Ansicht der meisten Leute, die ich über diesen Punkt gesprochen, getrennt werden und wer dann Lust hat, einer Kirche anzugehören, mag es aus freien Stücken thun und zur Bestreitung der Kultuskosten beitragen, statt vom Staat dazu gezwungen zu werden.—

In neuerer Zeit lassen es sich die deutschen Kirchengemeinden trotz ihrer oft sehr beschränkten Mittel angelegen sein, auch in der Armenpflege ihre Thätigkeit zu entfalten, was namentlich in den Großstädten von Wichtigkeit ist, besonders in der arbeitslosen Winterzeit. Wie in den Vereinigten Staaten strömen im Spätherbst viele tausende Arbeitsloser nach der Stadt, in der Hoffnung, dort Arbeit zu finden, oder sich durch Unterstützungen, Freilogis etc. bis zum Frühjahr über Wasser zu halten. So sind in Berlin zur Zeit 60,000 meist jüngere Leute festgestellt worden, die erst in der jüngsten Zeit dort zugewandert sind und zur Mehrzahl angeblich auf Beschäftigung harren. In ähnlichem Verhältniß ist dies in den andern deutschen Großstädten der Fall, dessen Behörden durch die Zeitungen und auf jede andere Weise vor der Zuwanderung Arbeitsuchender warnen. Die Herbergen sind überfüllt mit diesen Unglücklichen, die der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen und zum Theil aus Noth auf Abwege gerathen und schließlich die Gefängnisse füllen.

Da sind manche noch froh, zwei Jahre in den bunten Rock gesteckt zu werden. Ein Schlaraffenleben führen sie ja auch dort nicht, aber sie werden doch beköstigt und gekleidet und brauchen sich keine Sorgen um das tägliche Brot zu machen. So äußerte sich mir gegenüber kürzlich ein junger Bursche, der als Maurer beschäftigungslos geworden war, und jetzt als Rekrut bei einem Husarenregiment eingerückt ist. Er will „dabei bleiben“, d. h. kapituliren und Unteroffizier werden, und da er einen klaren Kopf hat, so kann er es noch einmal zum Wachtmeister und später gar zum Kanzleirath bringen. Das ist denn immer noch eine einträglichere Stellung, als die eines Maurers, der sich im Schweiße seines Angesichts um seinen kärglichen Verdienst abrackern muß.

Da einmal von den armen Leuten die Rede ist, denen das Leben auf dieser Welt im günstigsten Falle schwere Arbeit bescheert, so will ich den Lesern über das tragische Geschick eines Deutsch-Amerikaners berichten, der jüngst aus seiner nassauischen alten Heimath wieder nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte und in Holland, Michigan, durch Selbstmord endete. Vor Jahren ein wohlhabender Gerbereibesitzer, verlor er sein Vermögen und wanderte nach Amerika aus, wo er in Chicago und anderen Städten sich durch harte Arbeit wieder einige tausend Dollars erwarb. Da ergriff ihn das Heimweh und eines Tages tauchte er wieder in seinem Geburtsort auf, und eröffnete dort eine Lederhandlung. Das Geschäft ging aber nicht und nach Verlauf eines Jahres kehrte der nicht mehr jugendliche Mann wieder nach den Vereinigten Staaten zurück, um nochmals sein Glück zu versuchen. Zehn Jahre arbeitete er unermüdlich in Holland, Michigan, und nun trieb den gealterten Mann das Heimweh wiederum nach der alten Heimath zurück. Geld brachte er nicht viel mit und da seine alten Freunde zum Theil auf dem Friedhof ruhen, zum Theil nichts für ihn thun konnten oder wollten, so schnürte er zum dritten Mal sein Bündel und reiste mit dem letzten Rest seiner Habe nach Michigan zurück. Dort schrieb er einen ergreifenden Brief an den Bürgermeister seiner Heimathstadt, worin er seinen Entschluß ankündigte, sein verfehltes Dasein zu beendigen. „Um meinen Verwandten aber die Schande zu ersparen, führe ich meinen Entschluß nicht in der Heimath aus, sondern in der Fremde, wo ich mich allgemeinerAchtung erfreue und meineMitbürger meinen Schritt milder beurtheilen werden, als daheim.“

Ich habe den unglücklichen Mann gut gekannt und ihn einst bei seiner Rückkehr von Deutschland in Chicago gesprochen, wo er mir von seinen Enttäuschungen in der alten Heimath mit Wehmuth berichtete. Nun schläft er den ewigen Schlaf am Ufer des Michigan Sees.

Ich habe diese kleine Geschichte als ein Beispiel vieler ähnlicher Fälle erzählt, in welchen Deutsch-Amerikaner nach langer Abwesenheit nach der Heimath zurückkehrten, aber, weil sie dort fremd geworden waren und sich nicht mehr einleben konnten, wieder denWanderstab ergriffen und mit schweremHerzen die Fahrt über den Ozean antraten, wenn auch nur wenige in so trostloser Weise in der Fremde zu enden pflegen.

DieWeinlese wird demnächst im ganzen Weinlande beginnen, nachdem die Gemarkungen bis zur Reife der Trauben geschlossen waren. Menge und Güte werden wohl etwas besser sein, als man nach den Frühjahrsfrösten erwartete, aber nicht genügend, um den Winzer auf seine Rechnung kommen zu lassen. Der Weinbau ist ein schlechtes Geschäft, etwa wie eine deutsch-amerikanische Wochenzeitung; aber durchschnittlich gibt es ja alle sieben Jahre eine gute Ernte und diese Hoffnung hält den Winzer aufrecht. Nun gibt es bald Most und den gefährlichen Federweißen, der in der Gährung begriffene junge Wein, dem jedes Jahr manches Menschenleben zum Opfer fällt. Einmal war ich Zeuge, wie ein dicker Fleischermeister, der neun Schoppen Federweißen in einem Sitz als Frühschoppen getrunken und dazu eine tüchtige Portion Leberwurst gegessen hatte, wie ein Sack unter den Tisch rollte und sich nicht mehr regte. Als man ihn hervorzog, war sein Gesicht blaugefärbt und mit Sachkennermiene erklärte einer der Gäste: „Schlagfluß!“

* * *

Es ist eine bekannte Thatsache, daß deutschländische Blätter, nur mit Ausnahme einiger weniger, keine Korrespondenten in den Vereinigten Staaten unterhalten und unter diesen wenigen sich noch solche befinden, die von den amerikanischenVerhältnissen keine blasse Ahnung haben. Während die amerikanischen Zeitungen in dieser Hinsicht ganz anders bedient werden und deren Leser wichtige Vorgänge in Europa oft früher erfahren, als die Leute hier, macht sich aber vielfach, im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, in den deutschen Kreisen der Industrie, des Handels und der Geschäftswelt ein lebhaftes Interesse für unser großes Land geltend und zahlreich sind die, welche, um die einschlägigen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten kennen zu lernen, die weite Reise über den Ozean nicht scheuen.

So ist kürzlich wieder eine Broschüre erschienen, in welcher der Rechtsanwalt Dr. M. Horstmann in Karlsruhe seine Reiseerlebnisse und Beobachtungen in den Vereinigten Staaten in einer Weise skizzirt, die zeigt, daß der Verfasser während seines einjährigen Aufenthaltes und seiner Reisen durch das ganze Land die Augen offen gehalten hat und in sehr sachverständiger Weise das Gute und Schlechte in unserem großen Lande zu schildern weiß.

Dr. Horstmann, der sich sowohl in New York, wie in Chicago, San Francisco, Boston, Philadelphia und anderen Städten umgesehen hat, erzählt, der Hauptzweck seines Aufenthaltes in den Ver. Staaten sei der gewesen, „sich mit dem vielberüchtigten System der städtischen Verwaltungen vertraut zu machen, jener Städte, die sich rühmen, nicht in Folge der Güte ihrer behördlichen Verwaltung, sondern ungeachtet deren Zerrüttetheit zu ihrer gegenwärtigen Größe und Blüthe herangewachsen zu sein.“

Auch den Schulverhältnissen und der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter schenkte der Reisende seine Aufmerksamkeit; aber da es in den Rahmen dieser Plauderei nicht passen würde, hier weiter auf den Inhalt der Broschüre einzugehen, so beschränke ich mich darauf, zu bemerken, daß deren Verfasser nach seinem eigenen Geständniß manches drüben kennen gelernt hat, was seine Bewunderung und sein Erstaunen im guten und schlechten Sinne hervorgerufen hat.

Ich möchte hier noch die Bemerkung beifügen, daß es jeden Deutschen mit Bewunderung erfüllt, wenn er erfährt, welche Riesensummen drüben, selbst auf dem Lande, für den öffentlichen Unterricht verausgabt werden, während es hier schwer hält, selbst für die dringendsten Bedürfnisse im Schulwesen eine verhältnißmäßig erbärmliche Summe vom Staat zu erlangen. Man braucht da gar nicht einmal nach dem Königlichen Gestüt Trakehnen in Ostpreußen zu gehen, wo prächtige Ställe für hunderttausende von Mark erbaut werden, während die Lehrer in elenden ungesunden Löchern wohnen und in ebensolchen Räumen Unterricht ertheilen müssen. Es gibt noch eine Menge solcher der Kultur hohnsprechender sogenannter Schulen in Deutschland, die vor den Schweineställen der Herren Gutsbesitzer nichts voraus haben. Für solche Zwecke ist kein Geld da, aber wenn der Kaiser im nächsten Monat mit großem Gefolge und einem Geschwader nach England reist und dort allein für Salutschüsse große Summen verplempert werden, dann findet man das in den hohen Kreisen ganz selbstverständlich.

Die Dukhobortsy.

Von M. v. Brandt.

Am Schwanfluß in der Nähe von Yorktown in der kanadischen Provinz Manitoba sind seit 1898 eine größere Anzahl russischer Sektirer angesessen, an deren Uebersiedlung der bekannte Graf Tolstoi ein großes und warmes Interesse genommen hatte. Unter den Leuten, die als fleißige und ordentliche Arbeiter von der kanadischen Regierung willig aufgenommen und angesiedelt worden waren — sie hatte jedem der Ansiedler 160 Acker Land, 6 Dollars baar und Unterkunft während des ersten Winters gewährt — ist bekanntlich neuerdings eine Bewegung ausgebrochen, die nicht allein den vollständigen Ruin der bisher blühenden Ansiedlung zur Folge gehabt hat, sondern die Regierung auch mit der ernstesten Sorge für das Leben der Leute erfüllt. Die Dukhobortsy gehören zu den unter dem Gesammtnamen der „Dukhovnyie Khristiane“, der spiritualistischen Christen, bekannten Sekten, die jede Beziehung zur orthodoxen Kirche abgebrochen haben, die Sakramente nicht anerkennen, keine Priester besitzen und alle staatlichen Einrichtungen als Erfindungen des Antichrist wenigstens theoretisch verurtheilen. Was die Dukhobortsy im Besonderen betrifft, so verwerfen sie die Lehre von der Dreieinigkeit und der Göttlichkeit Christi und verweigern den Militärdienst. Ihr Namen lautet: „Kämpfer des Geistes“ und sie glauben nicht an einen persönlichen Gott, sondern daß Gott in der Seele jedes Einzelnen lebe. Sie sollen aus dem Jahre 1750 stammen.

Unter Paul I. brach 1799 die erste Verfolgung gegen sie aus; sie wurden, ungefähr 15,000 Seelen stark, wegen Ungehorsam gegen die Befehle des Kaisers in die sibirischen Bergwerke geschickt und dort sehr hart behandelt. Alexander I. gab ihnen die Erlaubniß, in Sibirien und später in Südrußland Ackerbau zu treiben, und Nikolaus I. siedelte sie, die auf ungefähr 25,000 angewachsen waren, in Transkaukasien an. Ihre Weigerung, den Militärdienst zu leisten, war die Veranlassung weiterer Verfolgungen, und als die letzteren 1898 eine besonders scharfe Form annahmen, nahm sich Tolstoi der Verfolgten an, und brachte, theils aus dem Erlös einiger seiner Werke, theils durch Beiträge Gleichgesinnter genug Geld zusammen, um etwa 5,000 der Sektirer die Auswanderung nach Britisch-Amerika zu ermöglichen. Sie wurden dort, wie schon bemerkt, von der kanadischen Regierung freundlich aufgenommen, und anfänglich schien die Sache sehr gut zu gehen. Die Leute waren fleißig und ruhig, und wenn ihre Abneigung, das Blut von Menschen zu vergießen, sich allmählich auf das der Thiere ausdehnte, und sie strenge Vegetarianer wurden, so kümmerte sich Niemand darum. Bald aber gingen sie mit der strengen Logik, die nur dem Fanatismus eigen ist, einen Schritt weiter. Wenn es eine Sünde war Fleisch zu essen, so war es eine ebensolche, andere Produkte des Thierreichs zu benutzen, und so wurde der Genuß von Milch, Butter, Käse, Eiern u.a.m. aufgegeben. Dann wurde der Gebrauch von Wolle und Häuten verpönt, und der nächste Schritt, der vor einigen Monaten gethan wurde, war, allen Hausthieren die Freiheit zu geben und selbst die Arbeit der Thiere zu übernehmen. So kann man jetzt in dem von den Dukhobortsy bewohnten Distrikt täglich die mit zehn bis zwölf Männern bespannten Pflüge im Felde sehen und die Wagen der Gemeinde erscheinen ebenso bespannt in den Straßen von Yorktown auf den dort abgehaltenen Märkten. Die Leute sind in Baumwolle gekleidet, tragen Gummi- oder Bastschuhe und leben von Brod und Wasser, wilden Beeren und den wenigen Gemüsen, die sie bauen. Wenn eine solche Lebensweise schon in der milderen Jahreszeit als eine gesundheitsgefährliche bezeichnet werden muß, so ist nicht abzusehen, was bei dem Eintritt des sehr kalten Winters mit seinen starkenSchneefällen aus den geschwächten Leuten werden soll. Sie haben das selbst eingesehen und sich mit den Behörden von Süd-Kalifornien, Nevada, Arizona und Australien in Verbindung gesetzt, um in ein wärmeres Klima überzusiedeln, in dem sie ihren Anschauungen gemäß leichter, als in einem kälteren leben könnten; vorläufig scheinen sie aber auf wenig Entgegenkommen gestoßen zu sein und sie bleiben nach wie vor eine ernste Sorge für die kanadische Regierung, die gehofft hatte, aus dieser russischen Einwanderung großen Vortheil zu ziehen.

Es wird nicht uninteressant sein, zu beobachten, welche Stellung Tolstoi, wenn er überhaupt eingreift, zu dieser Entwickelung seiner Schützlinge einnehmen wird. Religiös und ethisch steht er vollständig auf Seite der Dukhobortsy, wie er in seinem letztenWerke unverhohlen mit der Idee des Staates gebrochen hat, indem er sich gegen den Militärdienst, die Steuerzahlung und gegen jeden staatlichen Schutz persönlicher Interessen ausspricht. Wahrscheinlich ist es seine geistige und sonstige Verbindung mit dieser verbotenen Sekte gewesen, die ihn in Konflikt mit dem Heiligen Synod und der politischen Polizei gebracht hat; schon 1898 wurde die „Rossija Wjedomosti“ für zwei Monate suspendirt, weil sie eine Mittheilung von ihm gebracht hatte, daß mehrere Beiträge für die damals hart bedrängten Sektirer eingegangen seien. Auch Tolstoi ist ein bedauerliches Beispiel für die Abwege, auf welche die unerbittliche Logik des Fanatismus selbst großeGeister zu führen vermag. Wenn er noch in „Worin besteht mein Glaube“ schreiben konnte: „Laßt jeden Mann im Besitz seiner natürlichen Kräfte eine Frau nehmen und jede Frau einen Mann und möge keiner von ihnen unter irgend einem Vorwande die persönlichen Beziehungen zu dem andern abbrechen“, so ist er über den Feldzug hinaus, den er in der „Kreutzer-Sonate“ gegen die Religion, Kunst und Gesellschaft unternahm, in seinen neuesten Werken zu der Ueberzeugung gekommen, daß jeder Verkehr, der eheliche wie der uneheliche, zwischen Mann und Frau sündhaft ist, ohne dabei zu bedenken, daß er sich damit auf den ethischen Standpunkt der Skoptsy (der Selbstentmannten) stellt und daß eine Befolgung seiner Lehre unfehlbar zum Aussterben des Menschengeschlechts führen müßte.

Die Elektrzität im Springbrunnen-Betrieb.

Wir lesen in der Wiener Abendpost: „Die Wasserspeisung desMonumentalbrunnens vor dem Parlamentsgebäude in Wien hat einem Wiener Ingenieur Anlaß geboten, der Anwendung der Elektrizität eine neue Seite abzugewinnen. Die neue Einrichtung besteht darin, daß das Ablaufwasser, das bei anderen ähnlichen Brunnen in den Kanal abfließt, demnach verloren geht, durch eine Rohrleitung einer elektrisch betriebenen Zentrifugalpumpe zuströmt, die es durch Druckleitungen wieder in das Becken zurückführt, so daß dieses auch das Reservoir der Pumpe bildet. Das Becken müßte also blos einmal, beim Beginne des Wasserspieles, mit einer bestimmten Wassermenge gefüllt werden, wovon nun ein Theil beständig zirkulirt. Der minimale Wasserverbrauch, welchen Verdunstung und Verschlammung verursachen, wird — was jedoch sehr selten nothwendig ist — durch direkten Einlaß aus der Wasserleitung ersetzt. Die bisherige Erfahrung hat die Voraussetzung, daß bei der lebhaften Zirkulation eine Verunreinigung des Wassers nicht eintreten werde, vollkommen bestätigt. Die in Bewegung gesetzte Wassermenge wird durch entsprechendes Einstellen von Ventilen für jede der vier großen Ausflußöffnungen genau geregelt, kann aber auch noch dadurch regulirt werden, daß man den Elektromotor schneller und langsamer laufen läßt.

Trotz des maschinellen Betriebes ist die Bedienung des Motors durch eine eigene Person nicht nothwendig, da er auch ohne Aufsicht den ganzen Tag läuft und nur angelassen und abgestellt zu werden braucht. Welche Ersparniß durch die Einführung des elektrischen Betriebes, der, wie schon erwähnt, hier zum ersten Male zur Anwendung gelangt ist, erzielt wird, mag folgende Berechnung darlegen: Das Wasserquantum, das aus den vier großen Auslauföffnungen dieses Brunnens ausfließt, beträgt täglich 720 Kubikmeter = 7200 Hektoliter; während eines sechsmonatlichen Betriebes wären also ohne den elektrischen Betrieb 129,600 Kubikmeter =1,296,000 Hektoliter, in den Kanal abgeflossen, mithin verloren gegangen. Als man nun seinerzeit dazu schritt, die Wasserversorgung zu sichern, erbot sich die Kommune Wien, das Wasser zu dem besonders niedrigen Preis von 1,5 Hellern für den Hektoliter aus der Wienthal - Wasserleitung abzugeben. Nach dieser Offerte würden sich die Betriebskosten für den Brunnen auf jährlich 19,440 Kronen belaufen haben. Durch die Verwendung der Elektrizität ist es aber gelungen, einen höchst ökonomischen Betrieb einzurichten, so daß jetzt die jährlichen Betriebskosten nur 1440 Kronen betragen, was einer thatsächlichen Ersparniß von 18,000 Kronen jährlich entspricht. Mit Rücksicht auf diesen Erfolg dürfte die neue Einrichtung bei dem Monumentbrunnen für alle künftighin auszuführenden ähnlichen Anlagen als Vorbild dienen.

Was kostet Venedig?

Unter obiger Ueberschrift tischen selbst große deutschländische Zeitungen ihren Lesern allen Ernstes den folgenden Unsinn auf:

„Es war im Juni dieses Jahres, als eines Nachmittags ungefähr um 3 Uhr der bekannte Milliardär Pierpont Morgan mit seiner Dampfyacht in den Hafen von Venedig einfuhr. Kurz darauf sah man auch schon ein Dampfboot vom Schiff aus dem Lande zufahren und am Marcusplatz den amerikanischen Krösus zum ersten Male den kunstgeweihten Boden der Lagunenstadt betreten. Seine Schritte wandten sich dem Dogenpalast zu. Ein gewöhnlicher Sterblicher erkundigt sich ja allerdiangs erst, wann derartige Kunstsammlungen geöffnet sind; aber Mr. P. Morgan kennt eine solche Beschränkung und Rücksicht nicht. Er nähert sich daher demEingang, um einzutreten, was ihm aber von dem aufsichtsführenden Beamten verweigert wird, da der Dogenpalast für das „Publikum“ nur bis 3 Uhr geöffnet sei. Da sich Mr. Morgan nicht zum „Publikum“ rechnet, verlangt er die höheren Beamten des Palastes zu sprechen. Der Portier erklärt, es sei unmöglich, da die Herren schon alle ihre Privatwohnungen aufgesucht hätten. Aber Mr. Morgan weiß sich zu helfen, um seinen Willen durchzusetzen, und schreibt sofort einen Brief an den Direktor: Er wolle sogleich den Dogenpalast kaufen! Was kostet der Dogenpalast? — — Der schnellen Anfrage folgte ebenso prompt die Antwort: „Ihre ganzen Milliarden reichen nicht aus, dieses erhabene Kunstdenkmal Venedigs zu kaufen.“ Die Rache für diese Abweisung sollte aber nicht ausbleiben. An demselben Abend hatte die italienische Sängerin Bertini ein Gastspiel in Venedig angesagt. Da es die einzige Vorstellung war, so war das Theater bei erhöhten Preisen schon Tage lang vorher vollständig ausverkauft. Alsbald schickte Mr. Morgan seinen Eilboten zu dem Impresario der Sängerin mit der Anfrage: „Was kostet es, wenn die Sängerin heute Abend an Bord meines Schiffes singt?“ Dieser Herr, ein kluger Mann, sieht voraus, daß sich da vielleicht ein Geschäft machen läßt, und kommt persönlich herbei mit der Erklärung: „Wenn die Sängerin heute Abend nicht singt, habe ich 50,000 Fr. Conventionalstrafe zu zahlen.“ „Gut, das zahle ich, und ebenfalls 50,000 Fr. der Sängerin.“ Welche Entschädigung der Impresario erhalten hat, ist unbekannt. Jedenfalls, der Abend kam, Venedigs obere Zehntausend drängten festlich geschmückt zum Theater und erhielten zu ihrem Erstaunen das Geld an der Kasse zurück. Am Abend hörte man von der Riva degli Schiavoni aus den Gesang der an Bord des Milliardärs weilenden Sängerin.“

— Ein Feinschmecker. — Tante: „Willst Du gehen? Wie schade. Ich dachte, zum Abendbrot würdest Du bleiben.“ — Neffe: „Nun, ich will erst sehen, was es gibt. Wenn Ihr mir mehr bietet, als Mama, esse ich mit Euch; wenn umgekehrt, zu Hause.“ — Tante: „Und wenn sich die beiderseitigen Genüsse die Waage halten?“ — Neffe: „Dann esse ich zwei Mal.“

— Offenbare Vernachlässigung. — Fräulein (in Gesellschaft): „Ich glaube, die Männer waren früher von besserer Qualität, als heute.“ — Herr: „Warum? Sind wir vielleicht häßlicher häßlicher und unliebenswürdiger, als unsere Großväter es waren?“ — Fräulein: „O nein, das nicht; aber es wurde damals noch nicht so viel Bier getrunken.“